P. o.germ.
85
e - 2

Germ.
85 e -2

<3662874696001

<3662874696001

Bayer. Staatsbibliothek

Rosen und Dornen

in

Erzählungen und Scenen aus dem stillen häuslichen Leben

in einen Kranz gewunden

für

gute Menschen.

Herausgegeben

von

Ludwig Theodor Becker.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweiter Theil.

Nürnberg,
in Commission zu haben in der Zeh'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalts-Verzeichniß.

Glaube und Liebe, von F. Kind. S. 1.

Cäcilie, eine Ehestandsgeschichte von Fanny Tarnow. S. 61.

Die Brüder, Erzählung von Kähler. S. 119.

Scenen aus dem häuslichen Leben, von L. Th. Becker. S. 193.

Inhalts-Verzeichniß.

Glaube und Liebe, von F. Kind. S. 1.

Cäcilie, eine Ehestandsgeschichte von Fanny Tarnow. S. 61.

Die Brüder, Erzählung von Kähler. S. 119.

Emma, oder die Hütte im Thal. S. 169.

Scenen aus dem häuslichen Leben, von L. Th. Becker. S. 193.

Glaube und Liebe.

Der rüstige Bastian Straub hatte sich schon in früher Jugend bei der Inspruçker Schüzzengilde einschreiben lassen, und dann dem hohen Kaiserhause mit alttirolischer Treue lange Zeit als freiwilliger Jäger gedient. Da er funfzig Jahr alt war, faßte er den Entschluß, sich zur Ruhe zu setzen. Indeß bestand diese Ruhe blos darin, daß er nach genommenem Abschied ein Häuschen mit den angränzenden Bergäckern kaufte, und eine noch recht hübsche kinderlose Wittwe zum Weibe nahm. Nun stellte er seiner Margreth und der alten Magd, die von ihr als ein liebgewordnes unveräußerliches Erbstück mitgebracht worden war, die Pflege der wenigen Rinder und Ziegen, so wie die Besorgung der kleinen Wirthschaft gänzlich anheim. Er selbst aber gieng Tag und Nacht der Gemsjagd nach, oder bewährte, da er zugleich für einen

der

der mannhaftesten Robler*) galt, seine Kraft und Gewandtheit bei Jahrmärkten und andern Volksfesten. An wenig Bedürfnisse gewöhnt, rauh, wie seine Felsen, abgehärtet und mit jeder Gefahr längst vertraut, sah er diese körperlichen Uebungen nicht für anstrengend, sondern für ein Vergnügen an, welchem man sich bei herannahendem Alter wohl dahingeben dürfe, und zeigte auf seinem trotzigen Gesicht nur dann Merkmale von Freude, wenn ihm, nach manchem halsbrechenden Wagstück, die lang im Auge gehabte Beute doch endlich zu Theil worden war, oder ein, beim feierlichen Wettkampfe davon getragener Sieg die Zahl der von seinem Hute wehenden Hahnfedern abermals um eine vermehrt hatte.

Nach diesen, ihm zum Bedürfniß gewordenen Liebhabereien, war es denn auch kein Wunder, daß er sie auf seinen, von mehrern Kindern allein übrig gebliebenen Sohn Ignaz fortzupflanzen suchte. Dieser sollte, mochten auch die

*) Robler sind Faustkämpfer und Ringer, welche, gleichsam als herausfodernde Kennzeichen, Hahnfedern am Hute, und einen schweren zinnernen Ring, Schlag- oder Stoß-Ring genannt, am kleinen Finger der rechten Hand tragen.

die beiden Mütter — denn diese Würde war auch der alten Elsbeth, wenigstens der Sache nach, vorlängst zu Theil worden — noch so oft gegen diese, wie sie meinten, wilde und gottversuchende Lebensart eifern, ein freier und geachteter Mann, folglich der keckste Gemsjäger und geschickteste Robler werden, und der rüstige Knabe gab, so fromm und kindlich gesinnt er im übrigen war, die beste Hoffnung dazu. Kaum zählte Ignaz zwölf Jahre, als ihm Vogelfang und Vogelflinte, als ihm Ballspiel, Wettlauf und Balgen mit seinen Schulkameraden nicht mehr gnügte, und er die ihm zur Aufsicht übergebenen Kühe und Ziegen oft nur durch das Läuten ihrer Glocken wiederfand, weil er, indeß sie ruhig im Grase wateten, irgend eine Schlucht, irgend einen Bergjöcher erklettert hatte, um einem Geierhorst nachzuspüren. Und kaum war es dem Vater gelungen, den gleich einer Bergtanne aufgeschoßten Knaben bei einem Freischießen mit einzuführen, als der anfangs gering geachtete Schütz nicht nur in seinem Gurt einen Gewinn an baarem Gelde, sondern auch ausserdem den verwunderten Weibern eine blinkende zinnerne Schüssel, als selbst erworbenen Preis, in die Wirthschaft mitbrachte Bald war es nun in der Regel, daß er, wenn

der Alte in die Felsen gieng, denselben begleitete, ja, es fehlte ihm sogar nichts mehr, als reifere Körperkraft, um als Gemsjäger jenem selbst nicht im mindesten nachzustehen.

Einstmals, da Bastian, weil es sich eben so gefügt hatte, allein auf der Jagd gewesen war, kehrte er, mißmuthiger und finsterer als jemals, schon mit anbrechendem Abende in das Berghäuschen zurück, und es ward der guten Margreth unmöglich, den Grund dieser auffallenden Unruhe von dem ohnedieß selten Gesprächigen zu erforschen. Sie wurde daher von ihrer gewöhnlichen Besorglichkeit dießmal weit stärker, als zu andern Zeiten, befallen, hielt dieß Gefühl für Vorahnung eines, ihrem Manne oder Sohne bevorstehenden Unfalls, und fand am nächsten Morgen anfänglich nur darin einigen Trost, daß der Alte, da er Jagdstutz und Springstock zur Hand nahm, den Jüngling mit barscher Stimme zurückbleiben hieß. Hatte sie aber bei Bastians Weggange etwas freier geathmet, weil ihr auf diese Art die Gefahr wenigstens getheilt, wenigstens von einem ihrer Lieben abgewandt schien, so wußte sie sich dagegen, da er nun aus ihrem Gesichte kam, kaum vor Angst zu lassen. Denn nun hielt sie es wieder für sicherer, hätte Ignaz den Vater begleitet;

sie glaubte, in Gesellschaft des Knaben würde jener weniger gewagt, oder der gute Engel des Sohns würde über beide sein schirmendes Schild gehalten haben.

Doch alle diese Gedanken und Besorgnisse kamen ja nun zu spät. Jetzt hegte die Beklommene nur noch einen Wunsch, nämlich, daß Bastian dießmal nicht, wie sehr oft geschah, zur Nacht ausbleiben, daß er sie nicht eine so lange, lange Zeit ihrer Furcht überlassen möge; aber auch dieser Wunsch gieng nicht in Erfüllung. Bastian kehrte in der ersten, in der zweiten, ja, was noch nie der Fall gewesen war, auch in der dritten Nacht nicht zurück.

Jetzt konnte auch der muthvolle Ignaz, der bis dahin die Aengstlichkeit der Mutter, als eine weibliche Schwäche, durch freundliche Zusprache zu verscheuchen und hinweg zu scherzen gesucht hatte, nicht alle Besorgnisse um den Vater unterdrücken. Er lief mit der Mutter in das Waldgebirg, um den Vater aufzusuchen. Er verdoppelte seine Sorgfalt, als Margreth auf den steilen Gaiswegen ihm nicht länger folgen konnte. Er durchspürte alle Schluchten, wo er früher mit dem Vater gewesen war. Er fragte jeden, der ihm begegnete. Er rief, wo ein Wiederhall war, Bastians Namen. Er gab mit der Pfeife das be-

bekannte Zeichen. Umsonst! niemand gab Antwort, niemand hatte den alten Gemsjäger gesehen; nirgends, nirgends war er zu entdecken. Von Kummer und körperlicher Anstrengung fast bis zur Entkräftung ermüdet, kehrte der wackere Knabe erst mit Nachten zu der Mutter, ohne ihr Trost zu bringen; mit jeder der nächstfolgenden Morgenröthen machte er sich von neuem, machten sich auch einige von Bastians Freunden und Verwandten auf den Weg, den Verlornen zu suchen; doch immer ohne allen Erfolg. Es blieb blos die Vermuthung übrig, daß der kühne Gemsjäger in einen Abgrund gestürzt sey, und dort seinen Tod gefunden habe; ja, zuletzt würde selbst hievon eine Gewißheit der trostlosen Margareth, die wegen des, von Bastian in den letzten Tagen bewiesenen nachdenklichen Wesens, zu Zeiten gar noch das Schrecklichere, einen Selbstmord fürchtete, zur Beruhigung gedient haben. Wie dem aber auch seyn mochte, — denn Margareth suchte selbst diesen grausenvollen Gedanken aus ihrem Herzen zu verbannen — so blieb der frommen Wittwe doch immer d i e quälende Vorstellung, daß ihr Mann nicht einmal in geweihtem Boden seine Ruhestätte gefunden habe, daß sein Leichnam, wie der eines Verbrechers, in irgend einer unzugänglichen Felsenschlucht

schlucht unbegraben liege, und dem Wüten der Stürme,] dem Fraß der Raubvögel preisgegeben sey.

So sehr auch der gute Ignaz, der, wenn er allein war, noch nach Verlauf von Wochen und Monden den Namen seines Vaters oft so lange laut in den Felsen rief, bis ihm vor Schluchzen die Stimme versagte, zu Hause bemüht war, die Trauernde aufzurichten, und ihr durch kindliche Dienste den erlittenen Verlust minder fühlbar zu machen; so sehr Margareth durch stilles häusliches Wirken und eifriges Gebet sich selbst zu beruhigen suchte; so war doch ihr, ohnedieß nicht kräftiger Körper durch dieß Unglück außerordentlich angegriffen und geschwächt worden. Sie verfiel daher, als noch kein Vierteljahr verflossen, in ein schleichendes Siechthum, so daß zuletzt Ignaz, nur von der alten treuen Magd unterstützt, die Bewirthschaftung des kleinen Guthes übernehmen mußte. Von nun an gab er seine Lieblingsbeschäftigung, die Gemsjagd, so viel diese Entsagung ihm auch anfänglich kostete, gänzlich auf, blos um seine kranke Mutter auf jede ihm mögliche Art zu unterstützen, ja, es würde von ihm nach und nach alle Lebenslust und Freude gewichen, er würde völlig in den Zustand einer

sehr

sehr mißbehaglichen Ruhe versunken seyn, hätte die Redseligkeit der treuen Elsbeth nicht unwissender Weise seiner Geistesthätigkeit eine aufrichtende Beschäftigung dargeboten. Elsbeth war nämlich als ein früh verwaistes Kind, in dem Hause eines in der Landesgeschichte sehr bewanderten Sacristans erzogen worden, und hatte bei dieser Gelegenheit ihrem Gedächtnisse einen reichlichen Vorrath tirolischer Volkssagen eingeprägt, welche sie nun, so oft es sich thun ließ, nicht ohne sich auf ihre Gelahrtheit etwas einzubilden, „wieder an Mann brachte. Solchergestalt vergieng fast kein Abend, an dem sie nicht, wenn Ignaz von Bestellung der Aecker, oder mit der kleinen Heerde nach Hause gekommen war, bei dem vor dem Krankenlager der Hausfrau bereiteten Nachtessen, bald auf Herzog Friedrich mit der leeren Tasche zu kommen wußte, der das goldne Dächelchen erbaut habe, bald mit dem verwegnen Maximilian die Martinswand erkletterte, und den vielgeliebten Kaiser, nach gehörig überstandener Angst, durch einen Engel in Schäfertracht mitten durch die Felsenwand hindurchführen ließ. Ihr Leib- und Prachtstück, welches sie immer mit vorzüglichem Genusse zum Vorschein brachte, war und blieb jedoch die Liebschaft des jungen Erzherzogs Ferdinands zu

der

der schönen Philippine Welserin, die nun, wie sie einst mit eignen Augen gesehn habe, in der silbernen Capelle zu Insspruck unter einem weißen Marmor-Denkmale ruhe, aber bei Lebzeiten mit einem so zarten Schwanenhalse begabt gewesen sey, daß man, wenn sie getrunken, den röthlichen tiroler Wein habe hindurch schimmern sehen. Auch schien mit der Zeit ihr einziger Zuhörer — denn Margareth war größtentheils während des Gesprächs sanft entschlummert — seine Aufmerksamkeit von den Schicksalen des kaiserlichen Gemsjägers in etwas abzuziehen, und sie dagegen besonders der letzten Erzählung zuzuwenden, was denn die erfreute Alte nicht allein zu noch öfterer Wiederholung vermochte, sondern ihr auch eine günstige Vorbedeutung für gewisse andere, in Hinsicht seiner gehegte, doch zur Zeit noch zurückgehaltene Wünsche schien.

Hierbei hatte sie sich jedoch vor der Hand wohl ein wenig verrechnet. Denn, als nach Verfluß einiger Jahre, auf Elsbeths geheimes Anstiften, Margareth ihrem Sohn es ans Herz legte, nicht immer so einsam zu bleiben, sondern dann und wann Verwandte und Freunde zu besuchen, und sich unter ihren Töchtern ein Weib zu wählen, stutzte der Jüngling wohl anfänglich, wollte aber bald nichts weiter davon hören, weil

ja

ja doch keines der Mädchen seiner Mutter diejenige Achtung und Vorsorge, die er für sie verlange, beweisen, folglich, statt der gehofften Mithülfe und Unterstützung, nur Mißmuth und Unfrieden in das Haus kommen werde. Noch weit weniger wollten über diesen Gegenstand Elsbeth nach und nach hervortretende Anspielungen bei ihm etwas verfangen, welcher er vielmehr, so oft sie darauf zurück kam, mit muthwilligem Necken ins Ohr sang:

„Ein Büchslein zum Schießen,
Und ein'n Stoßring zum Schlagen
Muß ein frischer Bub' hab'n" —

das dritte, in diesem Lieblingsliedchen des Volks erwähnte Erforderniß:

„Und ein Dirnlein zum lieben" — *)

böslicher Weise unterschlagend.

Endlich, da Margareths Gesundheitsumstände sich von Tage zu Tage verschlimmerten, und alle dagegen gebrauchte Kräutersäfte und Oele nichts fruchteten, trat Elsbeth mit einem Gedanken hervor, den sie schon lange in ihrem Herzen gepflegt hatte. „Hör', lieber Ignaz" — sagte sie mit der Treuherzigkeit einer im Hause mitregierenden Die-

*) Die Melodie findet sich in Bartholdys: „Krieg der Tiroler Landleute im J. 1809." S. 48.

Dienerin — „mußt's am rechten End' anfassen, wenn Frau Margreth wieder genesen soll. All' der Rosmarin und Lavendel, und die sonstigen heilsamen Pflanzen, sind auch Gottes Gabe; ich verschmäh' sie darum nicht; doch ohn' die Vorbitt' der Heiligen bleibt die Heilkunst doch eitel Menschenthun; frag' nur den hochwürdigen Pater Ambrosius, der so etwas am besten verstehen muß! Nun aber ist nächsten Freitag eine Wallfahrt zu der benedeiten Mutter Gottes vom blutigen Herzen, und wenn du als ein guter Sohn Alles zu Margareths Erhaltung gethan haben willst, so solltest du auch den Weg nicht scheuen, sondern der hochheiligen Helferin deine Noth vortragen. Dürften wir die Kranke beide verlassen, ich wollt' wohl auf den Knien bis zu den Gnadenort rutschen." Da die alte Magd also redete, dünkte es dem frommen Sohne schier wunderbar, daß er noch nicht selbst hierauf verfallen sey. Er bat daher seine Mutter um Erlaubniß zu dieser Reise, und, ob diese wohl im Stillen vermeinte, ihr Stündlein würde in kurzem schlagen, wollte sie doch die Hülfe der Heiligen eben so wenig verschmähen, als ihren Sohn an Ausführung seines löblichen Vorsatzes hindern. Solchergestalt machte sich Ignaz, von den Frauen behörig ausgerüstet, mit Tagesanbruch auf den Weg, nach-

dem

dem er Alles im Hause theils selbst wohl versorgt, theils der Obhuth der Magd übergeben, auch von seiner Mutter beim Abschiede, nicht ohne Thränen, den Segen erhalten hatte.

Es ward ihm gar wundersam zu Muthe, da er sich jetzt zum erstenmal aus seinem Vaterhause entfernte, nicht, um ihm wohlbekannte einsame Pfade aufzusuchen, sich in Untiefen hinabzuwinden, und steile Felsen zu erklimmen, sondern um unter einer Menge ihm ganz fremder Menschen eine Reise anzutreten. Sein Herz war eine Zeit lang zwischen Gedanken an die zurückgelassene Kranke, zwischen der auflebenden Lust, in jenen Gebirgsmassen, die jetzt das Morgenroth lieblich beleuchtete, wieder zu jagen, und zwischen der Hoffnung, durch diesen Betgang die Genesung seiner Mutter zu erwerben, getheilt. Als er aber endlich von fern den, über einen Hügel langsam daher schreitenden Pilgerzug mit seinen Fahnen und Kreuzstäben erblickte; als die frommen Gesänge ihm an's Ohr drangen, womit die Wallfahrter ihren Weg kürzten; als er sich, allen fremd und doch mit allen durch den Glauben befreundet, unter den Zug mischte; als sich ihm endlich nach zwei Tagreisen die heilige Capelle öffnete und in ihr das Gnadenbild selbst zeigte; da verdrängten Gefühle der kindlichen Liebe und

from-

frommer Andacht alle andere, und, wer den jugendlich blühenden Tiroler, mit tiefer Rührung und Inbrunst auf seine Knie niedergeworfen, bemerkte, der hielt sich leicht für überzeugt, daß sein Gebet dem reinsten Herzen entströme. Auch stand er nach beendigtem Gottesdienst mit einer so stärkenden Erhebung, mit einem so festen Vertrauen zu den Wundern der Gnade auf, daß er kaum den Augenblick erwarten konnte, wo er wieder an das Krankenbett seiner Mutter treten, und die Festigkeit seiner Hoffnung auch ihr mittheilen werde.

Aus diesem Grunde machte er sich denn auch noch vor Abend auf den Rückweg, und zwar mit solcher Eilfertigkeit, daß er nicht einmal daran dachte, sich vorher mit Speise und Trank zu erquicken. Als er jedoch, zwar in Gesellschaft Mehrerer, welche sich gleich ihm nach ihrer Heimath begaben, doch um sie unbekümmert, eine Weile gewandert war, erinnerte ihn der Durst, sich nach einer Quelle umzuschauen; und siehe! er erblickte in kurzem einen Waldbrunnen, welchen mehrere Pilger aus gleicher Absicht umlagerten. Auf einer der Stufen aber stand ein schlankes, zwischen Kindheit und Jungfräulichkeit mitten innen schwebendes Mädchen in gewöhnlicher, doch sehr feiner, Tirolertracht, das, den Strohhut

hut nachlässig am Arme, und mit klaren hellbraunen Augen um sich her schauend, aus einem steinernen Wasserkruge die durstigen Wanderer labte.

Das ganze Wesen des holden Dirnleins war so unschuldvoll und lieblich, daß Ignaz seines Durstes eine Zeit lang vergaß, und, ganz in Anschauen verloren, mit weit geöffneten Augen nach ihr hinstarrte. Er wußte selbst nicht, wie ihm geschehen war. Ihr wie Seide glänzendes, lichtbraunes Haar, wenn man Braun mit Gold durchschienen also nennen darf, umspielte in leichten Ringellocken die reine Stirn, die mit blassem Rosenhauch überlaufenen Wangen, und floß in zierlich geflochtenen Zöpfen auf den Rücken herab: jeder ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen, die Aemsigkeit, mit der sie sich zum Schöpfen herabbeugte, die Freundlichkeit, mit der sie den Durstenden, ohne zu ermüden, den Krug darbot, gewährte den reizendsten Anblick; was aber den ehrlichen Ignaz mehr noch, als alles übrige, bezauberte, war ihr hochgerundeter, milchweißer Hals, den hellrothe Granaten, bis zum Rande des knappen Mieders in einzelnen zarten Schnuren herabfallend, und jede einzeln auf die Lilienhaut einen Strahlenbogen werfend, nur noch blendender zeigten. Gleich einem

Son-

Sonnenblick durchzückte es den jungen Tiroler. „Wie Philippine Welserin!“ klang es im Tiefsten seines Innern. Was lange, ihm selbst unbewußt, als das Höchste weiblicher Anmuth seinem Herzen vorgeschwebt hatte, stand jetzt athmend in der Wirklichkeit vor ihm.

Und schon fieng es an, leerer um die freundliche Mundschenkin zu werden, als sie selbst Ignazens gewahrte, und, seinen auf sie gerichteten Blick dahin auslegend, mit dem lieblichen Rosenmund, der zwei klare Perlenreihen zeigte, mit einer Stimme, in welcher Herzensgüte und Schalkheit sich vereinten, ihm zurief: „Willst du auch noch trinken, du Laurer?“

„Wohl bedarf ich deß, schmuckes Maidl!“ erwiederte er, wie aus einem Traum erwachend. — „Bist du hier zu Haus?“ — setzte er dann treuherzig hinzu, sich dem labenden Kruge nähernd.

„Wallfahrterin, wie du!“ antwortete das Mädchen leicht, indem es ihn trinken ließ. „Welch Anliegen brachte dich hieher?“

„Liebe zu einer Mutter — und dich?“

„Liebe zu einem Vater!“

„Du bist glücklich, daß du noch einen Vater hast!“

„Ach! wüßt' ich das!“ versetzte sie, und

hob traurig das helle Augenpaar gen Himmel — „Ich erinnere mich seiner nur wie eines Traumgesichts. In finstrer Schwermuth ist er eines Morgens ausgegangen und nicht wieder zurückgekehrt. Darum betete ich jetzt für sein ungewisses Schicksal, oder für seine Ruhe im Grabe.“

„Sonderbar; dasselbe ist mein Schicksal!“ —

„So sind wir ja Unglücksgeschwister. Nun habe ich dir noch einmal so gern zu trinken gereicht!“ —

Mit diesen Worten brach sie das Gespräch ab, und wandte sich zu einigen Pilgern, die sie gleichfalls um Wasser angesprochen hatten.

Aber Ignaz konnte seine Augen noch nicht von ihr wenden, und wurde zugleich gewahr, daß ihr Strohhut unbeachtet auf dem Rande des Brunnens lag. Er schlich leise hinzu, wand sein eigenes grünes Hutband darum, und nahm dagegen einige, mit Blumen von Goldfaden durchwundene Rosmarinzweiglein von dem Strohhute. Da rief aus der Ferne eine Stimme. Das Mädchen sprang ihren, schon eine Strecke vorausgeeilten Verwandten oder Nachbarn eilig nach, und verschwand unter dem Getümmel.

Als die liebliche Gestalt sich seinem Gesicht eine Weile entzogen hatte, stand er noch immer

und sah in die leere Luft vor sich hin. „Ein liebliches Kind!“ sagte er dann halblaut vor sich. „Ja wohl, ein Kind noch!“ setzte er langsam hinzu. Dennoch schaute er, selbst im Weiterwandern, immer von neuem nach der Stelle zurück, wo er sie aus den Augen verloren hatte, beschleunigte von Zeit zu Zeit seine Schritte, wenn er in der immer mehr einbrechenden Dämmerung eine Aehnlichkeit von ihr zu entdecken glaubte, und guckte unter alle Strohhüte der eingeholten Mädchen. Doch unter keinem derselben, obwohl aus so manchem recht muntere Augen und frische Wangen hervorlauschten, schimmerten die goldbraunen Flechten, blühte das Rosengesichtchen, leuchteten die Glutgranaten auf dem Alabasterhalse der für ihn wieder erstandenen Herzogsbraut, also, daß er auch, als es Nacht ward, schier mißmuthig in die nächste Herberge einkehrte, und daselbst nach kurzer Frist eine Lagerstatt suchte.

Er hatte sich vorgesetzt, noch am folgenden Tage ganz gewiß in seiner Heimath einzutreffen. Als er nun nach seiner Gewohnheit mit der Morgendämmerung aufsprang, war es ihm wieder ganz frisch und frei um das Herz. Eilig machte er sich auf den Weg. Der Gedanke an seine Mutter beflügelte, wie sein Herz, so seine

Schritte; das Gezwitscher der Vögel hallte freudig in seinem Innern wieder; das Grün der Bäume, das er so sehr liebte, und bald der Anblick der befreundeten Felsen noch in weiter, wolkenhoher Ferne, erweckten in ihm die angenehmsten Empfindungen; Alles dünkte dem jungen Wanderer heute so lachend und schön, als er es kaum je gesehen! Daß vielleicht das Bild des jungen Mädchens, an das er in der frischen Morgenluft, in der frommen Erhebung seines kindlichen Gefühls, nur noch wie an eine liebliche, schnell wieder verschwundene Erscheinung dachte, alle diese Gegenstände ihm vergolde und mit hellerer Morgenröthe umgebe, davon kam ihm schwerlich auch nur der entfernteste Gedanke ein.

Mit Trost noch heute zu seiner Mutter zu kommen! das war es, was der junge Tiroler jetzt einzig im Sinne trug, und ehe es noch völlig nachtete, trat er in die Thür seines Berghäuschens. Er fand seine Mutter etwas besser, als er sie verlassen hatte, sey es nun, daß der neue Beweis seiner zärtlichen Sohnesliebe, oder die Hoffnung auf die Wunder der Gnade auch sie gestärkt, oder daß die Mutter Gottes in der That sein frommes Gebet erfüllt hatte. Auch war dieser Zustand nicht blos vor-

über-

übergehend, sondern Margareth schien nach und nach völlig zu genesen, so, daß die gute Elsbeth auf den von ihr gegebenen Rath sich nicht wenig einbildete — zumal da Ignaz, als sie ihn einst auf einem nahen Bergrücken beim Weiden der Rinder belauschte, das bewußte Liedchen vollständig vor sich hin sang.

Doch auch dießmahl schien sich die gute Alte betrogen zu haben. Es verflossen abermals einige Jahre ohne alle Aenderung, während deren Ignaz schon wieder dann und wann auf die Jagd gieng, und es, so oft er einen Gemsbock oder sonst etwas von Wildpret nach Hause brachte, von neuem anhören mußte, daß es doch nachgerade Zeit werde, auf Einführung einer Schwiegertochter zu denken. Doch das lag ihm jetzt noch viel weiter, als jemals. Er dachte dann wohl flüchtig an das Ebenbild der schönen Welserin, zugleich aber fiel es ihm ein, daß er das schmucke Dirnl vermuthlich zum ersten und letzten Male in seinem Leben gesehen habe, daß außer ihr keine Schwiegertochter die Mutter, wie sichs gebühre, ehren und pflegen werde, und kurz und gut, daß es nun im Räthe des Schicksals nicht also beschlossen sey.

Jetzt wurde unvermuthet die Ruhe und alltägliche Ordnung des kleinen Hauswesens unter-

terbrochen. Margareth erkrankte plötzlich von neuem, und gefährlicher, als je. Am dritten Tage war sie verschieden. Nach ihrem Begräbnisse fühlte sich der gute Ignaz wie von der übrigen Welt völlig abgeschnitten. Er überließ daher der alten Dienerin die ganze Wirthschaft, und ergab sich wieder, theils, weil es ihm zu Hause so öd' war, theils auch aus erwachender Neigung, der freudigen Gemsenjagd, besuchte auch wohl zu einiger Abwechselung die benachbarten Freischießen, wie er meinte, um doch auch manchmal unter Menschen zu kommen, doch im Grunde mehr in der Hoffnung, das Mädchen vom Brunnen einmal wieder zu finden. Aber jugendlich heiter und fröhlich, wie in den ersten Jünglingsjahren, da sein Vater noch lebte, ward er nie wieder; ein wüster, unstäter Geist schien sich mit der neubelebten Jagdbegier seiner bemächtigt zu haben; es trieb ihn immer rastlos in die Ferne, ohne daß er sich selbst ein Ziel davon angeben konnte.

Eines Tags, da er wider Gewohnheit mehrere Stunden lang nichts von Wild gefunden, nicht einmal einen Raubvogel in den Wolken gesehen hatte, zeigte sich ihm endlich, auf dem entgegen stehenden schroffen Absatze eine Gemse, welche die Schlauheit und schüchterne Gewandtheit

ihrer Gattung mit einer ganz besondern Nettheit der Gestalt und Schönheit der Farbe vereinigte. Er sprang, um sie mit den Schuß erreichen zu können, von Platte zu Platte, von Zacke zu Zacke; aber sie wurde ihn stets mit ihren hellen Augen augenblicklich gewahr, wußte sich, fast neckend, seinen Nachstellungen sehr geschickt zu entziehen, und verlockte ihn auf diese Weise immer weiter und weiter, ja, zuletzt in eine ihm ganz unbekannte Gegend. Wurde er nun schon hierdurch immer gereizter und auf diese Beute erpichter, so verdoppelte sich noch seine Begier, als er zuletzt der Gais ziemlich nahe kam, und an ihrem Halse ein zierliches Halsband mit einem Glöckchen gewahr ward. Auch glaubte er, sich ihrer nun ganz gewiß zu versichern, als sie, eben da er anlegte, einen kurzen Anlauf nahm, und sich wie ein Pfeil in eine Vertiefung der Felsen hinabstürzte.

Auch Ignaz, noch immer von der Verfolgung nicht ablassend, klimmte mit an Vermessenheit gränzenden Muthe auf steilem, pfadlosem Steige herab, und gelangte auf diese Weise zu seiner Verwunderung in ein weitläufiges, lachendes Thal, das, rings von Felswänden umschlossen, von der übrigen Welt völlig abgesondert schien. Nur dieses hohe, in den Wol-

ken

ken sich verlierende Gestein, nur die schräg stehenden, vom Sturm entwurzelten Tannen, und die Ruinen alter, längst verfallener Burgen, die abwechselnd die äußersten Spitzen begränzten, erinnerten an die umliegenden rauheren Gegenden; übrigens wehte in dieser Niederung, weil sie durch die Berge vor den Winden geschützt ward, eine fast südliche Luft; alle Bäume, worunter sich sogar Maulbeerbäume und Weinstöcke befanden, glänzten mit den frischesten, üppigsten Grün, alle Sträucher und Blumen mit den buntfarbigsten und gefülltesten Kronen; einige kleine Wasserfälle, im Strahl der schon sinkenden Sonne Regenbogen bildend, plätscherten hie und da herab, und aus einer niedrigern Oeffnung des Felsens ergoß sich ein silberner, durchsichtiger Bergquell, der, unter Lerchbäumen und Weiden dahin gleitend, das ganze Thal durchschlängelte, dann mit dem Wasser der höheren Fälle sich vereinigte, und so, mit jenen zugleich, zuletzt in einer grottenartigen Höle verschwand.

Doch indem noch Ignaz alle diese Gegenstände nicht ohne Ueberraschung betrachtete, gewahrte er unter einem der ältesten Bäume das Gemslein, das hier ruhig und nichts fürchtend aus der Quelle trank. Die lang gesuchte Beute

te erblicken, scharf auf sie anlegen, und abdrücken war eins. Aber, noch nie war dem geübten Schützen das begegnet! die Pfanne brannte ab, der bewährte Jagdstutz versagte. Verwundernd, fast erschrocken, blickte er pfeilschnell nach dem Baumstamme; ein weißes Crucifix zeigte sich ihm über dem Kopfe der Gemse; ein lichter, gleich einer Engelserscheinung glanzumflossener Schatten schien sich über die Gemse herab zu beugen; die Erscheinung, und bald darauf auch die Gais, waren verschwunden.

Ignaz, mit der Hand schon wieder am Pulverhorn, um neu aufzuschütten, und sonst nie gewohnt, zu beben, bebte jetzt, von unwillkührlichem Schauder ergriffen. Er erinnerte sich des auch von Elsbeth vorgenommenen Jagdbegegnisses des edlen Herzogs Hubertus, dem einst zwischen dem Geweih eines Edelhirsches das Bild des Gekreuzigten sich offenbarte, und glaubte fast, ihm sey ein ähnliches Gesicht zu Theil worden. Mit leisem Grauen setzte er die Büchse in Ruhe, und faßte den Entschluß, dem Ort, wo die lichte Gestalt sich gezeigt hatte, näher zu gehen.

Noch aus weiter Entfernung bemerkte er nun, daß das sichtbar gebliebene Crucifix nicht, wie er erst geglaubt, in freier Luft schwebe,

son-

sondern am Stamme eines hoch bejahrten Castanienbaumes befestigt sey; es war mit schlichter, einfacher Kunst aus Lindenholze geschnitzt und schon sehr veraltet; mancherlei verdorrte Kränze schlangen sich wie eine Laube darum. Ein Mehreres war, so sehr er sich nach allen Himmelsgegenden umschaute, nirgends zu erblicken. Auch schien die Landschaft völlig einsam und verlassen; alles war so still und heimlich; nicht einmal ein Zweig rührte seine Blätter.

Da es solchergestalt unmöglich war, zu einer weitern Entdeckung zu gelangen, und der Mond sich bereits über die Gipfel der Felsen erhob, so schien es dem noch immer nachsinnenden Schützen am gerathensten, für jetzt den Weg nach der Heimath anzutreten, wo er denn auch nach manchem sauern Schritt um Mitternacht eintraf.

Aber so ermüdet Ignaz war, das Wunderbare der erlebten Begebenheit ließ ihn nicht einschlafen. Sollte er, da das Crucifix kein bloses Luftbild war, da es vermuthlich nur ein hier vorgefallenes Unglück, eine hier verübte Mordthat bezeichnete, im übrigen an ein himmlisches Gesicht glauben? stand die Gemse unter dem besondern Schutz eines Heiligen? oder — der Gedanke versetzte ihn in die schaudervoll-

ste

ste Unruhe — wär' er vielleicht in Gefahr gewesen, ein menschliches Wesen durch seinen Schuß zu tödten? War aber dieses, welche unsichtbare Macht hatte es gefügt, daß gerade dießmal sein sonst nie fehlendes Gewehr versagte? und blieb mithin, selbst eine lebendige Beschützerin der Gemse angenommen, nicht immer eine höhere Einwirkung, nicht immer die Leitung der Vorsehung unverkennbar?

Als kaum der Morgenstern wieder erblaßte, machte er sich mit seinem Jagdgeräth abermals auf den Weg, weniger dießmal, um seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen, als um jene, ihm so wichtig gewordene Gegend nochmals aufzusuchen, und sich, wo möglich, eine Erläuterung zu verschaffen.

Allein, er hatte bei der gestrigen Bestürzung und in der eingetretenen Dämmerung völlig unterlassen, auf den Weg zu achten, oder sich wohl gar Merkzeichen zu stecken. So eifrig er sich daher auch bestrebte, über Klippen und Untiefen wieder zu dem Thale zu gelangen, so war doch alle seine Mühe vergeblich, und er mußte sowohl an diesem, als an dem folgenden Tage, unverrichteter Dinge nach Hause kehren.

Schon schweifte er am dritten Tage mit fast aufgegebener Hoffnung in sehr entfernten Gegen-

den

den umher, als er einen Waldbach rauschen hörte, und, ihm sich nähernd, nicht ohne Erstaunen bemerkte, daß auf dessen Wellen frisch blühende Rosen und andere Blumen schwammen. Dieser hier unerwartete Anblick erinnerte ihn alsbald an die Kränze des alten Castanienbaums, an den Quell, der sein Bett unter der Steinwand durchgegraben zu haben schien. Er entschloß sich daher alsbald, stromaufwärts zu gehen und ward in kurzem inne, daß sich das Wasser in der That aus der Tiefe hervorstürze, und von da über einen sanften Abhang herabfließe. Höchst wahrscheinlich kam es blos darauf an, den Felsen zu umgehen, oder äußersten Falls zu erklimmen. Doch ward das letztere nicht nöthig, da Ignaz, als ein erfahrner Bergwanderer, die Richtung der Gebirgslagen ziemlich zu errathen wußte, und, kaum nach Verfluß einer halben Stunde, befand er sich abermals in dem lachenden Thale.

Aber auch jetzt war weder Mensch, noch Thier, in dieser reizenden Einöde zu finden; nur der Umstand, daß der Baum und das Crucifix mit Kränzen aus Goldflittern und den schönsten Rosen geschmückt waren, gab zu erkennen, das Thal sey nicht stets so verlassen. Unbefriedigt und mißmuthig ging Ignaz nur mit geringem

Eifer seinem Geschäft nach, ward aber an einem der nächsten Tage durch Neugier und Sehnsucht aufs neue nach der blühenden und grünenden Gegend gezogen.

Dießmal schien sein Forschen nicht ganz fruchtlos bleiben zu wollen. Denn er entdeckte, als er kaum das Thal betreten hatte, vor dem, an dem Castanienbaume befestigten Crucifixe einen Einsiedler auf den Knieen, der inbrünstig betete, und sich oft im Feuer seiner Andacht mit der Stirn auf den Erdboden warf. Er unterfieng sich nicht, die Andacht des Eremiten zu unterbrechen, wohl aber schlich er sich ihm zur Seite, um ihn genauer zu beobachten.

Als er hiezu nahe genug war, erblickte er einen Greis, dessen bleiches starres Gesicht weniger Frommes, als Furchbares, an sich trug. Der Einsiedler schlug sich zu mehrern Malen mit der Faust vor die Brust, und kniete nicht blos vor, sondern auch auf einem Crucifixe, welches letztere von dicken, knotigen Aesten in einander gefügt, und daher ohne Zweifel zu einer Art Bußübung und Kasteiung bestimmt war; er gieng barfuß und trug eine härene Kutte; seine dunkeln Augen starrten finster unter buschigen Augbraunen hervor; alle seine Gesichtszüge waren scharf und eckig, seine grauen

en Haupt- und Baarthaare wild verworren, seine gefaltet aufgehobenen Hände stark knochig, doch abgemagert.

Als der Alte endlich sein Gebet vollendet und das schwere zackige Kreuz, unter der Last fast erliegend, rückwärts auf die Schultern geladen hatte, trat Ignaz mit dem Gruß: Gelobt sey Jesus Christ! auf ihn zu, und suchte ihm Rede abzugewinnen. Aber, obwohl der Eremit das: In Ewigkeit, vor sich hin murmelte, und sogar dem Grüßenden mit der Hand den Segen ertheilte: so gieng er doch mit großen Schritten an ihm vorüber, rief mit rauher Stimme: „Hebe dich weg von mir, Gemsjäger! Du treibst ein ruchloses Handwerk. Gehe in dich noch in jungen Jahren!" und winkte ihm zornig, ihn nicht aufzuhalten. Nicht wenig über diese unfreundliche Sitte verwundert, folgte ihm Ignaz nur von weitem, und sah, daß er sich in einer Höhle verlor, die, von vorn nur durch wenige Strohschauben und Schilfdecken gegen Sturm und Regen geschützt, mehr zum Schlupfwinkel wilder Thiere, als zum Aufenthalte eines menschlichen Wesens geeignet schien. So heilig der alte Mann seyn mochte, so hielt es doch Ignaz weder für wünschenswerth, noch für möglich, mit diesem rauhen und menschenfeindlichen

lichen Eremiten genauere Bekanntschaft anzuknüpfen, sondern kehrte vielmehr auch dießmal unverrichteter Sache in seine Heimath zurück.

Aber er ließ deshalb seinen Muth nicht sinken, und am vierten Tage schienen sich ihm, zum Lohn für seine Beharrlichkeit, weit bessere Aussichten zu öffnen. Denn schon, als er den Eingang des Quellenthals betrat, ward er an dem aufwirbelnden Staube in der Ferne eine treibende Heerde gewahr, und kaum rauschte das unterirdische Bergwasser weniger betäubend vor seinem Ohr, als er in der Nähe des alten Castanienbaums eine sanfte ländliche Musik vernahm. Bald darauf aber traf er auf einen Trupp fröhlicher Hirten, die, frische Alpenkräuter und Feldblumen auf den Schäferhüten, und friedlich um den Baum gelagert, sich abwechselnd mit Jodeln und dem Klang ihrer Schwegel *) und Maultrommeln ergötzten, indeß das Vieh theils weidete, theils auch aus dem silberklaren Quell trank.

Mit diesem heitern und gutmüthigen Völkchen hoffte er schon eher in vertrauliches Gespräch zu kommen. Er trat daher, sie freundlich

*) Schwegel, auch Schwögl, eine Art kleiner, in Tirol üblicher Queerpfeifen.

lich begrüßend, mitten unter sie, und erkundigte sich, was das Crucifix und die Kränze, womit es jetzt täglich frisch geschmückt werde, zu bedeuten hätten.

„Ja, Bruder Gemsjäger!“ erwiederte der Aelteste, der über die andern eine Art von Oberherrschaft zu führen schien — „ganz genau und von vorn herein wissen wir selbst nicht viel hievon, doch was wir wissen, das wollen wir dir sagen. Darum lehne getrost deinen Nährvater*) hier an den Baum; setz' dich zu uns, iß von unserm Haberbrot, trink' von unserer Milch, und höre:

Schon von alten Zeiten her hat sich's von Kind auf Kindeskind fortgepflanzt, daß dieß ein heiliger oder gar ein Wunderbrunn sey. Es ist auch daran nicht zu zweifeln, da er der St. Appollonias-Quell heißt, da unsere Heerden immer besser gedeihen, als alle andere, und da wir selbst immer gesund und mit unserm Schicksale zufrieden sind. Ob aber die Heilige dieses Wasser insbesondere beschützt, oder was es sonst damit für Bewandniß hat, mag vielleicht dem alten Einsiedler am besten bekannt seyn, der sich nun schon seit langer Zeit in jener Felsenschlucht

*) Nährvater, so heißen die Gemsjäger ihren Jagdstutzen

schlucht birgt, und nicht allein dieß Crucifix selbst an den Baum befestigt haben soll, sondern auch täglich davor betet und sich geißelt.

Dagegen können wir dir über die neueste Zeit, und warum jetzt das Crucifix täglich mit Rauschgold und frischen Blumen bekränzt ist, vollständige Auskunft geben. Es wohnt nämlich dort hinter der fruchtbaren Alpe eine junge Dirne, die sehr wohlhabend und ein Engel an Herzensgüte und leiblicher Schönheit ist. Auch sie führt den Namen Appollonia, und mag wohl schon deshalb zu dieser Quelle ein besonderes Zutrauen hegen, wie sie denn auch sehr oft hier herum anzutreffen und die einzige ist, welche der menschenfeindliche Waldbruder nicht von sich zurück weiset.

Unter andern Tugenden, welche das schmucke Maidl besitzt, ist auch die des Mitleids, nicht allein gegen Menschen, sondern sogar gegen die unvernünftige Creatur Gottes, keine der geringsten. Sieh, Bruder Gemsschütz, so hört sie denn einmal, da sie ihr Pfad dort oben über die Berge führt, in einer der Schluchten etwas winseln, und ob es gleich schon sehr dunkel ist, auch ihre Begleiterinnen aus Furcht vor Gespenstern und bösen Geistern davon laufen, so überwindet sie doch aus Erbarmen alle Bangig-

keit, und klimmt noch etwas höher, um in den Felsenkessel hinab sehen zu können. Da erblickt sie nun tief, tief in der Kluft ein Gaislein, das durch einen Fall, oder auch von einem Jäger verwundet, sich kläglich im Blute windet, und immer aufschauet, als solle ihm von oben Hülfe kommen. Appollonia kann den Jammer nicht unbewegt ansehen, läuft augenblicklich heim zu den Jünglingen und Männern ihrer Bekanntschaft, und verspricht dem, der ihr die Gemse heraufhole, ein goldenes Kettlein, das sie von einer Taufpathin geerbt hat. Nun, Gold lockt. Also machen sich, von ihr geführt, flugs Einige mit Kienfackeln, Stangen und Stricken auf, und lassen beim Schein der Fackeln den Beherztesten in den dunklen Abgrund hinab, der zuletzt auch das winselnde Gemslein glücklich herauf bringt. Darüber hat nun das Maidl eine unmäßige Freude, reißt sich augenblicklich das Kettlein ab, und will es dem kecken Mann geben; aber — da siehst du, wie gut sie seyn muß, und wie gut sie auch alle macht, die sie nur sehen – nein! der sagt, daß er für Goldeswerth nicht sein Leben daran gesetzt habe, sondern blos, weil sie ihn darum gebeten, schüttelt ihr die Hand, und geht davon; und nun schämen sich auch alle die andern, das

Kett-

Kettlein zu nehmen, und keiner mag es von dem ganzen Haufen. Zuletzt ist sie ordentlich verlegen gewesen, das Kettlein behalten zu müssen und zugleich das Gemslein zu haben.

Weil es jedoch nun einmal so war, trug sie die junge Gais, wie einen großen Schatz, nach Hause, und verband sie täglich mehreremal, bis das Thier endlich — du weißt, so ein Ding hat ein zaches Leben — die zerbrochnen Gliedmaßen wieder ausgeheilt, und gleichsam zum Dank seine scheue Natur ganz abgelegt hat, so daß es seitdem dem Maidl folgt, wie ein zahmes Hündlein, und zu ihm aus der Wildniß immer zurückkehrt.

Doch dieß alles hat sich nun schon vor drei, vier Jahren zugetragen. Aber in vergangener Woche steht einmal Appollonia hier unter dem Baume, und das Gemslein, das ihrer gewahr wird, will freudig auf sie zuspringen. In demselben Augenblicke aber sieht die Dirn' auch in der Ferne hinter den Tannen einen Jäger stehen, der auf das Gemslein zielt, vergißt in der Angst die eigne Lebensgefahr, und streckt, statt sich selbst schnell zu flüchten, vorbittend die Hände gegen ihn aus. Kannst du es glauben, der Ruchlose drückt dennoch die Büchse ab. Aber die Allmacht Gottes läßt den Frevel

 nicht

nicht zu; das Pulver brennt von der Pfanne. Nun entflieht Appollonia, und die Gemse läuft ihr nach. Tödtlich erschrocken kommt das Mädchen nach Hause, ist aber dennoch durch alles Zureden nicht zu bewegen, das Aussehen des Wildschützen zu beschreiben. Warlich sein Glück! Kennte ihn jemand von den Nachbarn, oder auch von uns allen, seine Bosheit würde ihm übel bekommen! — Seit dieser Zeit nun hat die Dirne, weil sie behauptet, unter diesem Baume einmal einen wunderbaren Traum gehabt zu haben, und daher auch dem Crucifix oder dem Schutz der heiligen Appollonia ihre Lebensrettung zuschreibt, nicht, wie sonst, nur zuweilen, sondern jeden Morgen den Baum frisch bekränzt, auch Sträußer und Blumen in die Quelle geworfen. Sieh, Bruder, dieß ist, weil wir auf der entgegengesetzten Seite des Thals wohnen und Appollonia nur von Ansehen kennen, alles, was wir durch Hörensagen von der Sache wissen."

Es läßt sich leicht denken, daß Ignaz dieser Erzählung aus mehreren Gründen sehr aufmerksam zugehört hatte, aber auch durch sie immer noch nicht befriedigt war. Als daher der Hirt von der Rasenerhöhung aufstehen wollte, faßte er ihn, nicht ohne innere Beklommenheit, bei der

Hand,

Hand, und bat ihn um Auskunft, wem Appollonia angehöre? Da maß der Alte seinen Gast einigemal mit den Augen, und sprach dann mit schlauen, doch gutmüthigem Lächeln: „Kommst du mir doch sonderbar vor, schlanker Bube! Was geht dich das Maidl an? Auch ist es bei uns keineswegs Sitte, jungen Fremdlingen, die sich nach den Dirnen unsers Sprengels erkundigen, freundlichen Bescheid zu geben, und haben wir Manchem, der sich in unser Geheg verlaufen, das Haingartlen *) wacker versalzen. Indeß, da du mir gefällst, und dir doch auch wohl so gut, wie unsern jungen Burschen, diese Trauben viel zu hoch hängen, so höre, was mir selbst hierüber gesagt worden. Appollonia's Vater wohnt dort jenseits der grünenden Alpe, und ist früher auch nicht reicher und vornehmer gewesen, als ein anderer, aber durch Arbeitsamkeit und Fleiß so in die Höhe gekommen, daß man ihn nur den reichen Fabrikherrn Martin nennt. Liegt dir nun noch genauere Nachricht gar zu sehr am Herzen, so mußt du suchen, mit ihm selbst bekannt zu werden, oder auch der schö-

---

*) Haingartlen, Haingartlen z' Nachten, nächtliche Zusammenkünfte zwischen Liebenden, die auch in Tirol, und, wie man versichert, unbeschadet der Sittlichkeit, üblich sind.

schönen Dirn einmal aufpassen, die gegen jedermann freundlich und liebreich ist."

Allerdings hatte der ehrliche Ignaz gerade genug gehört, um auf Appollonia's Bekanntschaft sehr begierig zu seyn, aber auch genug, um zu wissen, daß er unmöglich gut bei ihr angeschrieben stehen könne. Da es ihm überdieß wieder einfiel, wie unglücklich er gewesen seyn würde, wenn er ein so gutes, von allen so hoch gepriesenes Mädchen durch seine Kugel getödtet hätte; so wurde er immer kleinlauter, dankte halb wehmüthig dem Hirten für die gastfreie Aufnahme, und schlich, in Gedanken vertieft, abermals, ohne an Jagdbeute zu denken, nach seinem Berghüttchen.

Auch hatte er in den nächstfolgenden Tagen nicht den Muth, das ihm so liebwordene Thal aufs neue zu betreten. Wohl aber erglimmte er bald einen der es begränzenden Felsen, um herab zu sehen, ob jemand in der Nähe des heiligen Brunnens zu entdecken sey, oder ging an den Ausfluß des unterirdischen Wildbachs, angelte sich, wenn es sich gerade so traf, einige der darauf schwimmenden Blumen, und befestigte sie, halb wie träumend, an seinen Hut.

Fast zwei Wochen lang wollte es ihm nicht glücken, irgend etwas an dem Quelle zu erspähen,

hen, und er würde zuletzt jeden weitern Versuch aufgegeben haben, hätte ihm nicht hauptsächlich das wehe gethan, von irgend jemand, wär es auch unbekannter Weise, für einen Verächter der Heiligthümer, für einen Ruchlosen, der auf vorsätzlichen Mord gedacht, gehalten zu werden. Hierüber wünschte er sich jeden Falls zu rechtfertigen, und sollte er auch seine Entschuldigungsgründe blos den Hirten vortragen, und diesen seine weitere Vertheidigung überlassen. Er beschloß daher endlich, einmal ganz in der Nähe des Thals zu übernachten, um sich gleich mit Tagesanbruch auf seine hohe Warte zu verfügen.

Kaum erhellten die ersten Sonnenstrahlen die Spitzen der Tannen auf dem Hochgebirg, als er mit seinem Jagdstutz, doch dießmal keinem Wild auflauernd, auf einem Felshang stand, und kaum hatte das Glöcklein des Waldbruders zum Frühgebet ermuntert, als er eine hohe Jungfrau schlank und leicht im Thale daher kommen sah, die einen Korb mit Blumengewinden auf dem Kopfe, einen mit Lebensmitteln am linken Arme trug. Das Mädchen nahm von dem Castanienbaume die verwelkten Blumen ab, hieng frische dafür auf, und betete, andächtig

vor

vor das Crucifix niedergeworfen, ihren Rosenkranz.

Je länger Ignaz der schönen Andächtigen zusah, desto unruhiger schlug ihm das Herz. War sie gleich nur ländlich gekleidet, und wegen der kühlen Morgenluft in ein weites blaues Tuch gehüllt, so schienen doch über die hie und da sich vordrängenden castanienfarbnen Locken unsichtbare Engel eine Krone zu halten; ihre Augen, von Glut des Gebets nur noch strahlender, glänzten wie freundliche Sterne, ihre Wangen, wie Rosen im Wiederschein der Morgenröthe; ihre blendende Brust stieg und fiel in dem schwarzen Mieder, wie im Gartenbeet die Lilie zittert, wenn sich im ersten Strahl der Sonne ihre Blätter entfalten. Doch jetzt erhob sie sich wieder, stürzte den Korb mit den welken und den Rest der frischen Blumen über den Bach um, sah ihnen sinnig nach, und warf dann einen Blick gen Himmel, in dem Unschuld, Sehnsucht und Liebe sich abspiegelten.

Jetzt konnte der feurige Jüngling nicht länger einen stummen Beobachter abgeben; er kletterte thalwärts, und rief ihr noch von der ziemlich gefährlichen Steile sein: Gelobt sey Jesus Christ! zu.

Appol-

Appollonia — denn sie war es in der That — stutzte, sah nach der Höhe, wo die Stimme herkomme, und erkannte in ihm augenblicklich den Gemsjäger, dessen Rohr ihr Leben bedroht hatte. Ein Schauer überlief sie; sie verbarg sich zurücktretend hinter einer Tanne, lehnte die Stirn an den Stamm und sah beklommen zur Erde.

Ignaz wiederholte seinen Gruß, doch mit furchtsamerer Stimme; denn es konnte ihm nicht entgehen, daß sie sich seines Aeußern erinnere und seinen Anblick scheue.

„In Ewigkeit!" erwiederte Appollonia nicht ohne Aengstlichkeit. — „Was suchst du hier?" — setzte sie dann hinzu — „Hast du dich verirrt, so will ich dir gern den Weg zeigen; brauchst du Lebensmittel, so nimm von diesen; willst du mich aber tödten, die dich nicht kennt, die dir nie ein Leid zugefügt hat, so bedenk', daß die Strafe den Ruchlosen zu finden weiß, auch wenn kein menschlich Auge die That sah!"

Da lehnte Ignaz seine Büchse an einen Stein, zog seinen Hut ab, strich sich die krausen Locken von der Stirn, legte seine Hand aufs Herz und erwiederte mit dem frommen Ernst eines Schwörenden: „Fürchte nichts von mir! Die Thalhirten haben mir verkündet, welchen Argwohn du gegen mich hegst. Aber so wahr

Gott

Gott und seine Heiligen mir am Lebensend' ihr Auge zuwenden sollen, ich habe kein Böses gegen dich im Sinne getragen. Nur die wilde Jagdlust konnte mich verleiten, daß ich auf das Gemslein unterm heiligen Baume zielte. Doch sobald ich das Crucifix und deine Gestalt erblickte, die mir damals nur ein Engelsschatten schien, erstarrte vor Angst Hand und Herz. Wenn ich dich tödtlich getroffen, hätte ich ja verzweifeln, und mein Rohr gegen mich selbst kehren müssen!"

Nach diesen Worten erhob Appollonia freier aufathmend die lieblichen Augen, und legte die Hand auf die pochende Brust; nicht allein die feine Rede des Jünglings, sondern noch mehr seine Frömmigkeit, machten sie ihm geneigt; sie zog die Hand vom Herzen, bot sie ihm zur Versöhnung dar, und sprach: „Wenn dem so ist, junger Schütz, so sey dir alles vergeben. Vergieb auch mir meinen Argwohn und die Härte meiner Worte!"

Aber Ignaz, in dessen Innern sich jetzt, wegen dieser Freundlichkeit, zu der gleich beim ersten Anblick erwachten Liebe auch ein Strahl von Hoffnung gesellte, wollte sich mit der dargereichten Hand, als Beweis des geschlossenen Friedens nicht begnügen, sondern bat um die Er-

laubnis, die Dirn' eine Strecke Wegs zu begleiten, ja wohl auch öfter in das Thal zurückkommen zu dürfen.

Lächelnd meinte Appollonia: sie könne ihm Beides nicht wehren; sie gehe jetzt züm Einsiedler, dem sie täglich Lebensmittel bringe, und die Thalstraße sey breit; Morgens und Abends komme sie gewöhnlich an die Quelle, und jeder könne dasselbe thun; aber es lag in ihrem ganzen Wesen und Tone wohl etwas Mehreres, und da sie ihn vollends beim Weitergehen erinnerte, auch die, von jedem Jäger so hoch gehaltene Büchse nicht zu vergessen, die er vor Freuden fast hätte stehen lassen, da ward ihm gar leicht im Gemüth, also daß er sie auch während des Gehens, so viel sich dieß schicken wollte, nach ihrem Herkommen, nach ihrem Aufenthalt, zuletzt auch nach ihrer besondern Zuneigung zu der heiligen Quelle fragte.

„Gnügt es dir nicht, guter Gemsjäger," — versetzte sie freundlich — „daß ich Appollonia heiße, mithin die Schutzheilige dieser Quelle auch die meinige ist und wohl mein Leben durch Abwendung deines Schusses gerettet hat, so will ich dir auch noch andere Gründe nicht verschweigen. Ich weidete einmal vor Jahren hier einige Lämmer, legte mich, laß vor Hitze, unter

den

den Schatten dieses Baums, und dachte — an Mancherlei. Zuletzt war ich eingeschlafen, und erblickte im Traume über mir in den Zweigen eine himmlische Jungfrau'ngestalt; ich weiß selbst nicht, war es St. Appollonia, oder die Hochgebenedeite; doch glaube ich eher das letztere, weil ich zu Maria eben gebetet hatte. Die schöne Heilige beugte sich über mich und sprach: „Sey getrost, junge Hirtin! ich kenne deine geheimsten Gedanken, und was zu deinem Frieden dienet, werden die Wellen des Baches zu dir geleiten! — Hierauf verschwand das Gesicht, und ich erwachte. Von dieser Zeit an liebe und ehre ich die Quelle noch mehr, ob ich gleich nicht begreifen kann, wie sie, die aus dem Felsen hervorströmt, mir mit ihren Wellen die Gewährung irgend eines Wunsches aus der Tiefe heraufführen soll."

Durch diese Worte ward Ignaz höchlich erfreut, und erzählte, das Orakel insgeheim auf sich deutend, mit zaghaftem Lauschen, wie er lange vergeblich den abermaligen Eingang in's Thal gesucht, und nur durch die Blumen, welche sich auf dem unterirdischen Ausflusse des Waldbachs gewiegt hätten, den Weg wieder gefunden. Zum Beweis zeigte er ihr die Blumen auf seinem Hute.

Aber Appollonia maß ihn schweigend mit den Augen, schüttelte dann betrübt den Kopf und beugte sich traurig zur Erde, daß nun die reichen dunkelbraunen Locken, ihre Lilienhaut nur noch mehr erhebend, über Hals und Schultern herabwallten. Dann sagte sie leise mit halbwehmüthigem Lächeln: „Du bist schlau, Gemsjäger! scheinst wohl auch ein wackerer Pursch, mit dem ein Mägdlein nicht schlecht fahren würde — aber, an was ich damals gedacht hatte, muß ich selbst am besten wissen — und damit du dir nichts einbildest, du bist das nicht! du kannst das nicht seyn, was zu meinem Glück dienet.“

„Doch ist jetzt auch nicht die Zeit“ — unterbrach sie sich selbst — „länger hievon zu reden. Siehe, dort ist die Höhle des Eremiten, und der würde es ungern sehen, wenn du mit mir kämst. Denn, wie er überhaupt die Menschen fliehet und meidet, so sind ihm die Gemsjäger vor allen andern verhaßt, weil er diese für die boshafteste, ruchloseste Menschenart hält. Du hättest nur hören sollen, was er sagte, als ich ihm von der überstandenen Gefahr erzählte; nun will ich ihn eines bessern deshalb belehren. So zieh' denn deines Wegs, guter Schütz, und gelange wohlbehalten in deine Heimath.“

Dieß

Dieß gesagt, reichte sie ihm nochmals mit gutmüthiger Traulichkeit zum Abschiede die Hand, und überließ ihn seinen Gedanken. „Du bist's nicht! du kannst's nicht seyn! sprach er leise vor sich, und legte die Hand an die Stirn — „du bist's nicht! und doch klingt in meinem Herzen der Ruf, sie würde mein Glück werden!" — Immer fortsinnend, und zuletzt sehr niedergeschlagen, schlug er den Weg nach seinem Berghause ein, und wiederhohlte sich noch oft in der Nacht und am frühen Morgen die Worte: „Nein, du bist's nicht!"

Aber so sehr jede Hoffnung von ihm gewichen war, so konnte er es sich doch nicht versagen, fast an jedem der künftigen Tage, wenn er auf die Jagd ging, den Weg nach der Quelle einzuschlagen, wo er denn auch zuweilen die reizende Dirne bald allein, bald in Gesellschaft anderer Mädchen antraf. Sie bewies sich ihm jedesmal höflich und freundlich, ja sogar vor allen andern Anwesenden ihm am meisten geneigt, aber so oft er allein mit ihr sprach, und etwas von seiner geheimen Liebe verrieth, antwortete sie mitleidig: „Nein! Es könnte wohl seyn, aber es ist nicht."

Da nun Appollonia immer von dieser Antwort nicht abgehen, und eben so wenig einen genauen Grund angeben wollte, wurde Ignaz täglich

schwermüthiger in seinem Innern, so daß zuletzt auch der guten Altmutter Elsbeth sein jetzt so ganz verändertes Wesen nicht mehr entgieng. Lange wollte es ihr nicht gelingen, die Ursache davon zu erforschen, weil er vielmehr alles ins Läugnen stellte, oder wohl gar, wenn sie länger in ihn drang, seinen Unwillen bezeigte. Endlich, da er einmal, um sich der Liebesgedanken zu entschlagen, wieder sein altes Waidstücklein anstimmte, und, ohne es zu wollen, die Stelle von dem zum Glück eines frischen Purschen nöthigen Liebchen nicht nur zweimal sang, sondern auch dann schwieg und recht tief seufzte, da verspürte Elsbeth in ihrem Herzen statt des Kummers eine geheime Freude, faßte ihn bei der Hand, sah ihm unter die Augen und sprach: „Es muß heraus! Du hast keinen Vater und keine Mutter mehr, hast keine Schwester und keinen Freund; wem kannst du dein verborgnes Leid entdecken, armer Pursch! als deiner Alten, die dich von Kindesbeinen an mit erzogen, und mehr wohl, als andere den eignen Sohn, geliebt hat? Ich weiß es längst, wo es dir eigentlich fehlt, nämlich im Herzen, und kann das noch dazu nicht einmal für ein Unglück ansehen. Darum, wenn ich dir von Kindheit auf Treue und Liebe bewiesen, so vergilt sie mir

jetzt

jetzt mit wenig Worten, und sag' an, was dich so bekümmert?"

Diese Rede drang dem wackern Ignaz, der ja in der That einer theilnehmenden Seele bedurfte, mächtig ans Herz, und er entschloß sich daher, Elsbeth alles zu erzählen, wie er anfänglich bei der Betfahrt ein junges Mädchen gesehen, und wegen dieser späterhin nie von einer Frau habe hören mögen; wie er deß ungeachtet nunmehr eine zweite Dirn' gefunden und ihr seine ganze Liebe zugewandt habe; wie aber leider! nach allem Anscheine für ihn nicht die mindeste Hoffnung übrig bleibe.

Elsbeth ward durch diese Geständnisse, die sie durch Ausdrücke der Verwunderung, so wie durch neugierige Fragen, bis ins Einzelne zu vervollständigen wußte, immer mehr erfreut und sah die Sache bei weitem nicht für so verzweifelt an, als Ignaz sie darstellte. Das Maidl, meinte sie, möge auch sagen, was es wolle, es sey ihm dennoch nicht gram; er sey auch kein Pursch dazu; habe Appollonia übrigens Vermögen, wo stecke da das Unglück? Sey er auch nicht reich, doch sey er kein Bettler! Kurz, er solle nur ihr folgen, frischen Muth fassen, sich des ehesten im besten Staate zu dem reichen Vater und Fabrikherrn auf den Weg machen,

und mit klaren Worten um die Dirn anhalten. Diese sowohl als der Vater müßten ja keine Augen und kein Herz haben, wenn sie am Ende nicht zuschlügen.

Durch solche, so oft möglich, wiederholte Vorstellungen brachte sie den Jüngling, dem die Liebe immer heftiger zusetzte, zu dem Entschlusse, sein Heil zu versuchen. Besser sey es doch immer, dachte er bei sich selbst, im schlimmsten Falle zu wissen, woran man sey, als noch länger zwischen Hoffnung und Zweifel sich hinzutreiben, und das Leben in erschlaffender Unthätigkeit zu verbringen.

Kaum hatte Ignaz der gutgemeinten Alten das Versprechen gegeben, ihr zu gehorchen, als diese mit zu ihrem Leidwesen lang entbehrter Geschäftigkeit alles herbeischafte, was sie für nothwendig hielt, der Geliebten ihres Lieblings die Augen zu öffnen. Die lang in der Truhe verwahrt gelegene veilchenblaue Jacke, das Beinkleid von schwarzem, knapp anschließendem Gemsenfell, wurde eifrig gebürstet, Knopf und Bukkel des Leibgurts aufs blankste geputzt; dem weißen Strumpf durfte der grüne Zwickel, dem grünen Hute das Band mit goldner Franze, die Pfaufeder und sonstige Zierath nicht fehlen.

Also stattlich geschmückt entließ sie ihn eines Morgens, nicht ohne reichliche Freudezähren. Auch mußte sie wohl, nicht bloß von mütterlicher Eitelkeit bestochen, von seinem Aeußern sich so guten Erfolg versprochen haben; denn Alle, die den rauhen Gemsschützen sonst wenig bemerkt hatten, blieben jetzt, da der männlich schöne Freier mit den blitzenden Augen, mit den blühenden Wangen, mit dem schwarzen, von der Bergluft leicht gekräuselten Haar, keck und leicht wie ein Edelhirsch, an ihnen vorbei schwebte, verwundert stehen, und bekannten einmüthig, einen so feinen, rüstigen Jüngling noch niemals gesehen zu haben. Nur ihm selbst, der jetzt der Entscheidung seines Glücks entgegen gieng, war wieder aller Muth entsunken; er überhörte die Stimmen der richtenden Männer und Frauen, pfiff sich verlegen die Weise seines Waldstückchens, und dachte dabei: „Ach, du bist's doch nicht, den sie meint!"

Mit jeder Viertelstunde, mit der er sich der grünenden Alpe, mit jeder Minute, mit der er sich der genau erforschten Wohnung des reichen Martins mehr und mehr näherte, ward es ihm immer bänger und heißer ums Herz. Als er aber nun von fern das Haus, als er davor eine Menge zierlicher Dirnen, mit Strohflechten

und Garnspinnen beschäftigt, als er zuletzt gar in ihrer Mitte Appollonia selbst erblickte, die in reizender Stellung stickte, indeß das Gemschen zahm zu ihren Füßen ruhte; da entgieng ihm vollends aller Muth, und er wußte kaum, ob er wieder umkehren, oder das Wagestück beginnen solle.

Doch schon ward er gewahr, daß ihn Appollonia scharf ins Auge gefaßt hatte, und mit starren Blicken der Verwunderung nach ihm hinsah. So schritt er denn zagenden Herzens aufs neue vorwärts. Appollonia, hold und schön wie ein Altarengel, erhob sich von ihrem Sitze, breitete weit die Arme gegen ihn aus, rief: „Du bist's! du bist's doch!“ und blieb dann erschrocken stehen.

Auch Ignaz stand, von wunderbarer Ahndung berührt. Dann faßte er die Fingerspitzen der hocherröthenden Jungfrau, und fragte leise: „Wie ist mir?“

Da wies Appollonia auf die Rosmarinzweiglein mit Goldfäden durchflochten, welche Elsbeth unter anderer Zierath des Huts nicht vergessen hatte, fragte ihn mit hochathmender Brust: „Warst du nie bei dem Gnadenbilde zum blutigen Herzen?“ — und es bedurfte keiner weitern Erläuterung unter ihnen, daß sie in

in dem rauhen Gemsjäger den sanften frommen Jüngling am Brunnen nicht wieder erkannt hatte, daß das liebliche Kind, dessen goldbraune Locken der Verfluß einiger Jahre die reizendste Castanienfarbe verliehen hatte, und die herrliche, einem Engelsbild gleiche Jungfrau, Eins war.

Hiermit war denn eine Felsenlast von Ignazens Herzen gewälzt, und er konnte nun, um nur sein ganzes Schicksal baldigst entschieden zu sehen, den vorher so gefürchteten Augenblick kaum erwarten, wo er dem Vater der Geliebten sein Anliegen würde vortragen können. So rüstig daher, auf Appollonia's Wink die Mädchen hin und her eilten, um den schönen Fremdling nach Landesart mit Honigschnitten und Kirschgeist gastfrei zu bewirthen, so erfüllte er doch blos die Pflichten der Höflichkeit, und fragte Appollonia mit sanftflehenden Blicken: „Kann ich deinen Vater nicht sprechen?"

„Meinen Vater?" — versetzte sie traurig — „Martin ist nur mein Oheim; aber früh verwaist, bald nach dem Tode meiner Mutter, der meine Geburt das Leben kostete, ihm übergeben, und stets von ihm als Tochter gehalten, habe ich ihn immer Vater genannt. Auch weiß er schon von meiner Neigung zu dem jungen Wallfahrter, und wird sich nicht wenig verwundern,

diesen mit dem eifrigen Gemsjäger vereint zu finden.“

Appollonia gieng hierauf in das Haus, kam bald wieder zurück, und führte dann Ignaz durch mehrere Werkzimmer zu Martin, der den stattlichen Brautwerber mit treuherziger Biederkeit empfieng und mit besonderm Wohlgefallen betrachtete. Auch hörte er im Ganzen seinen Antrag mit Zufriedenheit an, stutzte nur bei Ignazens Namen auf sonderbare Weise, ließ sich von seiner Habe genauen Bescheid ertheilen, rechnete ihm dann getreulich Appollonia's Mitgift vor, und schloß, nicht ohne einige Unruhe dabei zu äußern, mit der Versicherung: „Wenn es der Heiligen und Appollonia's Wille ist. Du gefällst mir, junger Pursch; ja, fast scheint mir hiebei eine höhere Einwirkung im Spiele. Also, vor mir in Gottes Namen! Doch eins dürfen wir nicht übergehen. Der alte Eremit Xaver hat sich von jeher Appollonia's auf das redlichste angenommen; sie darf daher einen so wichtigen Schritt nicht ohne dessen Beirath unternehmen; wendet euch denn beide an diesen; von seiner Zustimmung hängt auch die meinige ab.“

Ignaz, obwohl über diese Erklärung etwas erstaunt, war dennoch damit zufrieden. Er

konnte

konnte sich nicht denken, daß die Einwilligung des Einsiedlers so schwer zu erlangen seyn werde. Etwas weniger ruhig hiebei schien jedoch Appollonia, ob sie gleich eingestand, daß sie sich selbst fast für verpflichtet halte, Xaver wegen dieser Angelegenheit zu Rathe zu ziehen.

„Weißt du was, Ignaz?“ — sagte sie zu diesem, als er sich nach einem ländlichen Mahle, erfreut über den erhaltenen Bescheid, wieder entfernen wollte — „laß mich zuerst mit Xaver sprechen; du kennst schon seine wunderbare Abneigung gegen die Gemsjäger; diese muß ich zuvor zu bekämpfen suchen, und das soll noch heute geschehen. Harre also meiner an der heiligen Quelle; dort will ich dich abrufen.“

Ignaz trennte sich also an dem heiligen Baume von der Geliebten, und harrte dort sehnsüchtig auf ihre Zurückkunft. Endlich sah er sie wieder durchs Gebüsch kommen, aber langsamen Schrittes und die Hand vor den Augen.

„Wir sollen nicht glücklich werden!“ — sagte sie weinend zu Ignaz — „wir müssen uns zu vergessen suchen, wenn von dem Willen des Eremiten unsere Vereinigung abhängig ist. Nicht einmal anhören wollte er mich. Mit unbesiegbarem Starrsinn bleibt der Greis dabei, ich solle, wem ich wolle, sey es auch dem ärmsten Hirten,

nur

nur keinem Gemsjäger, meine Hand geben; mit einer Heftigkeit, wozu ihm kein Recht zusteht, droht er mir widrigenfalls selbst mit seinem Fluche!“

Indem sich die Liebenden noch darüber besprachen, näherte sich der Eremit selbst, im aufgehenden Mondschimmer einem umgehenden Geiste nicht ungleich. Er trat auf sie zu, und sprach zu Ignaz mit dumpfer Stimme: „Klage mich nicht des Eigensinns an, Gemsjäger! Appollonia hat mir berichtet, daß du ein frommes Herz in der Brust trägst, daß du nicht die Absicht hattest, sie zu tödten und das Zeichen des heiligen Kreuzes zu entweihen. Aber die Lebensart der Gemsjäger ist rauh und gottlos; lange Gewohnheit kann auch den besten verhärten; sie kann ihn zum Kain machen!“

„Du urtheilst zu hart, Vater!“ fiel sowohl Ignaz, als Appollonia, ein.

„So höre denn meine eigne Geschichte, junger Pursch, und vernimm, was nach so langen Jahren, nach so harten Büßungen, noch immer mein Gewissen quält — hier, setzet euch beide zu mir, ich will euch die Unglücksgeschichte erzählen, was es mich auch koste.

Noch ehe ich Jüngling ward, faßt' ich eine schier brüderliche Zuneigung zu einem Knaben glei-

gleichen Alters. Wir durchstrichen mit einander Wälder und Felsen, und wurden nimmer froh, waren wir nicht beisammen. Als wir heranwuchsen, verließ er seine Heimath; ich blieb daheim und ergab mich der Gemsjagd.

Endlich, nach langen Jahren, kehrte er zurück. Als wir uns beide, nun schon hochbejahrte Männer, auf einen steilen Felsen zum ersten Mal wieder sahen — o es schien, als wär' die ganze Zwischenzeit vor uns versunken, als lebte die Jugend wieder vor uns auf! Wir fielen einander um den Hals; wir herzten und küßten uns; es schien uns beiden bis dahin etwas gemangelt zu haben, das uns nun erst wiedergegeben sey. Die Jagd selbst hatte nun größeren Reiz für uns, weil wir sie oft vereinigt betrieben, oder uns doch trafen und einander von unsern Abenteuern erzählten; wir nannten die Gegend, die jeder von uns zu begehen pflegte, anfänglich im Scherz, zuletzt aber wohl ernstlich, eines Jeden Revier.

So verlief eine geraume Zeit; wir wurden älter, finsterer, mürrischer; wir sprachen weniger mit einander, aber wir hatten uns darum nicht minder von Herzen lieb. Endlich streute der böse Feind Unkraut unter den Waizen.

Als ich nämlich meinem alten Freund einmal begegnete, erzählte er mir von einem großen Hirsche, den er in meinem Revier ausgespürt habe. — „Hast du ihn schon?" — fragte ich halb höhnisch. — „Du wirst mir ihn doch nicht nehmen!" — versetzte er kurz. Wir schieden das erste Mal in laut ausgesprochenem Unfrieden.

Den nächstfolgenden Tag stand ich frühzeitig auf der Lauer. Der Hirsch wechselte vorüber; ich schoß; in demselben Augenblicke fiel ein zweiter Schuß; ich sprang auf meine Beute zu, und gab ihr vollends den Fang. Aber, da der Hirsch eben verendete, kam auch mein Camrad herzu, behauptete, den Hirsch geschossen zu haben, und forderte ihn als sein Eigenthum. Wir stritten darüber hitzig, und geriethen immer mehr in Heftigkeit; von Hader kam es zum Faustkampf. Mein Gegner, mir an Stärke überlegen, überwältigte mich, nahm mir meine Büchse, warf sie in einen Abgrund, lud die seinige vor meinen Augen, setzte den Fuß auf den Hirschwanst, und fragte mich nun, ob ich noch des Hirsches begehre?

Trotzig gieng ich meines Wegs mit der Drohung: Wir treffen uns schon!"

Wirk-

Wirklich trieb mich auch der böse Feind, ihm mehrere Tage aufzupassen. Er kam endlich, hatte meine Büchse wieder zu erlangen gewußt, und trug jetzt die seinige in der Hand, die meinige über der Schulter. Hatte ich schon vorher Rache beschlossen, jetzt ward mein Ingrimm zur Wuth. Ich drückte mein Gewehr ab; mein Camrad stürzte. — „Du war'st, Bruder?" — rief er röchelnd. — „Es reute mich längst; ich wollte dir eben dein Gewehr wieder bringen, wollte dir anbieten, dir den Schimpf nächsten Sonntag vor der Kirchthür abzubitten." — Er zuckte noch einigemal, und war dahin.

Welche Angst mich nun befiel, können Worte nicht schildern. Ich verscharrte den Leichnam hier unter dem Baume, wo den alten Herzensfreund meine Kugel traf. Aber mein Gewissen ließ mich von nun an nirgends rasten. Ich übertrug meinem Bruder, der mein einziges Kind schon vorher zu sich genommen hatte, die Sorgfalt dafür und meine Güther, und begab mich ins Kloster der Büßer. Aber auch da fand ich keine Ruhe, und erhielt endlich die Erlaubniß, hier als Einsiedler zu leben. Doch noch immer erscheint mir das Bild des Getödteten in meinen Träumen. —

Treuer

Treuer Bastian, laß ab, laß ab, mich zu verfolgen!

Bastian?" — schrie Ignaz.

„Bastian Straub;" — erwiederte Xaver mit hohlem Tone — „hörtest du jemals von ihm?"

„Verruchter! Mörder! Mörder meines Vaters!" rief der Jüngling mit wilder Bewegung. Der Einsiedler zitterte, warf sich in halber Verzweiflung mit dem Gesicht auf die Erde, stöhnte und bethete laut. Dann erhob er sich ein wenig, und sprach noch auf seinen Knieen: „Gott kann vergeben; vergieb auch du, junger Mann! Meine Kugel traf deinen Vater; die deinige zielte auf die Brust meiner einzigen Tochter, und nur ein Engel wandte die Blutschuld von dir ab."

Kaum hatte Appollonia dieß gehört, als auch sie neben dem Einsiedler nieder sank, und ihre Hände bittend zu Ignaz aufhob, dessen Herz jetzt zwischen Schrecken und Freude getheilt war. Er kniete mit zu ihnen nieder; alle drei erhoben ihre Hände zum Lenker im Himmel, und umarmten sich dann mit Thränen.

Nach einigen Monden seegnete der Eremit selbst die Liebenden ein, und kehrte dann, aller Bitten ungeachtet, in sein Kloster zurück. Der reiche Martin übergab als ein redlicher Vormund

mund Appollonia's Habe in Ignazens Hände, und fügte noch von dem Seinigen Manches hinzu. Das ganze Thal hallte von Freudenschüssen wieder, als Ignaz, der aus Liebe zu seinen Aeltern das Berghaus nicht verlassen wollte, die reizende junge Frau nach seiner Heimath führte, und die Gemse, die er früher hatte tödten wollen, folgte hüpfend nach. Die geschäftige Elsbeth wußte sich vor Freuden nicht zu lassen, als in der von ihr bräutlich eingerrchteten Wohnung die schöne und reiche Appollonia anlangte, uud die gutmüthigen Waldhirten, obwohl von Zeit zu Zeit auf Ignaz scheltend, daß er ihnen die Rose des Thals entführt habe, brachten den jungen Eheleuten am Abend des Einzugs ein Ständchen.

Kind.

Cäcilie.

Eine Ehestandsgeschichte.

Von

Fanny Tarnow.

Mit ernstbewölktem Blick stieg Cäcilie in den Wagen, zu dem sie der Kanzleirath Boysen führte, und der Kuß, den er zum Abschied so bedeutend auf ihre Hand drückte, und der, bei der zum Sprichworte gewordenen Bedächtlichkeit des guten Kanzleiraths, allen Umstehenden für eine officielle Erklärung seiner Absichten auf jene Hand gelten mußte, machte ihr Auge noch trüber, ihr Herz noch schwerer. Desto freundlicher nahm ihre Mutter Abschied von Boysen, der ihr in jeder Hinsicht als ein lieber und willkommener Schwiegersohn erschien. Cäcilie war 26 Jahr alt, liebenswürdig ohne eigentlich hübsch zu sein, geistvoll, häuslich und gut; dabei aber arm und ohne Aussicht für die Zukunft, weil sie, ohne eigenes Vermögen, mit ihrer Mutter nur von einer Pension lebte, die mit dem Tode der letztern aufhörte. Durch sich selbst eine zu bedeutende Erscheinung, um in dem Kreise ihrer männlichen Bekannten unbemerkt bleiben zu können, war Cäcilie oft ausgezeichnet wor-

worden; doch die äußern Umstände hatten nie ein ernsteres Verhältniß begünstigt, und sie war mit seltener Kraft dem Vorsatze treu geblieben, nie die Liebe und die Bewerbung eines Mannes gutzuheißen, oder auch nur zu dulden, der nicht in der Lage sei, ihr seine Hand anbieten zu können. Keine Liebelei hatte je die Wahrheit ihres Gefühls entweiht und die Tiefe desselben abgeflacht, und ihr Beruhen auf der Würde ihres stillen Selbstgefühls war zu edel und zu fest, als daß sie je die Gattin eines Mannes zu werden vermocht hätte, dessen Karakter nicht Achtung gebot. Die Mutter ehrte das Herz der Tochter, und die Freyheit ihrer Wahl; doch war sie voll banger, schmerzlicher Sorge für Cäciliens künftiges Schicksal, wenn sie sich, nach ihrem Tode, unversorgt und hülflos dachte. Natürlich mußte ihr daher die Bekanntschaft des Kanzleiraths Boysen angenehm, und die Auszeichnung, mit der er ihre Tochter behandelte, um so willkommener sein, als er allgemein für einen rechtlichen, geachteten und dabei wohlhabenden Mann galt. Seit Jahren schon war er, wie man wußte, mit der Wahl einer Gattin beschäftigt; aber der ganze Mann war so diplomatisch, behutsam und förmlich, so ängstlich und mißtrauisch, daß er, der das Ganze seines Lebens,

wie den unbedeutendsten, stündlich wiederkehrenden Vorfall des Tages, der Berechnung und der Vorschrift seiner Vernunft unterwarf, den Umgang mit jedem Hause, wo sich erwachsene Töchter befanden, mied, aus Furcht, man möge ihm eine solche Absicht unterlegen, und er könne, ehe er es wolle, sich von Schicklichkeit und Decorum so umsponnen sehen, daß er nicht, ohne sich dem Tadel und dem Gerede auszusetzen, wieder zurückzuschleichen vermöge. Diese Furcht hielt ihn immer in den Grenzen einer oberflächlichen Bekanntschaft, bis ein Zufall ihn mit Cäcilien zusammenführte. Er hatte sie in ihrem sechzehnten Jahre gekannt, und damals sehr hübsch und liebenswürdig gefunden; allein er hatte beschlossen, nicht eher zu heirathen, als bis er das zu seiner häuslichen Einrichtung nöthige Geld von seiner Einnahme erübrigt haben würde, da sein Vermögen ihm nicht hinreichend schien, diese standesmäßig zu besorgen, und er es für vernünftiger hielt, noch einige Jahre unverheirathet zu bleiben, als sich der Gefahr auszusetzen, mit seiner Frau auf einem andern als auf einem Mahagonisopha sitzen zu müssen. Auch zog ihn für seine Grundsätze seine Neigung damals zu mächtig zu Cäcilien, da er entschieden hatte, nur seine Ver-

nunft dürfe ihn, unbestochen vom Herzen, in der Wahl einer Gattin leiten. Er vermied deshalb jedes Zusammentreffen mit ihr, und da beide in Gesellschaftszirkeln lebten, die ganz abgesondert von einander waren, so hatten sie sich in den letztern Jahren nur selten gesehen und noch seltener gesprochen. Boysen mußte — d. h. er hatte es gelesen — daß die Bildung des Mannes ohne Frauenumgang unvollendet bleibe, und da er nun einen großen Werth darauf setzte, gebildet zu erscheinen, und doch, aus dem schon angeführten Grunde ihrer Verfänglichkeit, die Annäherung an unverheirathete Frauenzimmer mied, so bemühete er sich um den Platz eines Hausfreundes in einigen töchterlosen Häusern, und erhielt ihn, ohne je die Eifersucht der Männer zu reizen, weil man es allgemein anerkannte, daß sich seine Ansprüche in solcher Eigenschaft auf ein sehr unverdächtiges Cicisbeat einschränkten. Das Hagestolzenwesen, das er nach und nach im Laufe der Jahre annahm, war mit seiner Selbstthümlichkeit zu übereinstimmend, um ihm drückend zu werden, und unfähig in seiner vereinzelten Lebensweise etwas zu entbehren und sein Gemüth durch ihre Genüsse unbefriedigt zu fühlen, wäre es ihm völlig recht gewesen, sein Dasein so zu be-

schlie-

schließen, wenn er es nicht für staatsbürgerliche Pflicht gehalten hätte, sich zu verheirathen. Durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände ward er belehrt, daß es Zeit werde, mit Ernst an die Ausführung seines Entschlusses zu denken, als er zufällig in einer Gesellschaft Cäcilien traf. Sie erschien ihm an diesem Tage ganz besonders verständig und besonnen, und da ihre Bildung, ihre Wirthschaftlichkeit und ihr unbescholtener Ruf ihr, auch nach vergessener jugendlicher Zuneigung, seine Achtung erhalten hatten, so suchte er den Zutritt in ihrem Hause. Er ward, da er ihn erhalten hatte, bald täglicher Gast in demselben, und war im Verlauf einiger Monate Cäciliens Verehrer in einer Sichtlichkeit, die nicht bloß allen seinen genauern Bekannten — Freunde hatte er nicht — sondern auch dem Publikum für einen sichern und zuverlässigen Beweis seiner ernstlichen Absichten auf Cäciliens Hand galt.

Nie hatte sich sein Vorsatz deutlicher offenbart, als gerade an einem Tage, wo sich eine zahlreiche Gesellschaft zu einer Landparthie vereinigt hatte. Mit ungeduldiger Sehnsucht erwartete er, da er früher angekommen war, Cäcilien, und eilte ihrem Wagen entgegen. Ihr bot er beim Aussteigen den Arm, obgleich so-

wohl ihre Mutter als noch andere verheirathete Frauen mit ihr gekommen waren; ihr Begleiter blieb er während des Spazierganges, ihr Nachbar bei Tische, und das alles mit einer so bedeutenden, sich selbst zur Schau ausstellenden Geflissenheit, daß es dadurch bei ihm, dessen Stolz und Streben darauf gerichtet war, sich nie von irgend einer Wallung des Gefühls zu einer unbedachten Aeußerung, zu einem nicht genau abgewogenen Worte hinreißen zu lassen, einem nur zu deutlich bestimmten Karakter annahm. Cäcilie selbst fühlte dieß mit tiefem, wehmüthigem Ernst; ihr Sinn und Wesen hatten sich, wie es in ihren Jahren und in ihrer Lage auch nicht anders seyn durfte, allmählig einer stillen und schmerzlosen Resignation zugewandt und, da sie sich bestimmt glaubte, unverheirathet zu bleiben, war sie sich selbst in dem klar, was sie noch vom Leben fordern dürfe und von ihm zu erwarten habe, um mit dem Leben und sich selbst im frommen Frieden eines schuldlosen Gemüths einig zu bleiben. Daher überraschte es sie nicht wenig, als ihr nun ganz unerwartet das Bild andrer Lebensverhältniße so nahe gerückt wurde. Sie konnte es nur als eine ehrenvolle Auszeichnung empfinden, daß ein Mann, wie Boysen, sie wählte; aber eben diese Anerkennung seines

mora-

moralischen Werthes machte ihren Zweifel, ob er mit ihr, sie mit ihm glücklich werden würde, so schmerzlich. Ihrer Mutter entging der Kampf in ihrem Gemüthe nicht, und wenn sie es aus Zartgefühl vermieden hatte, mit ihrer Tochter von Boysens Betragen gegen sie zu reden, so lange dieses nur die Möglichkeit einer ernsteren Annäherung verrieth: so glaubte sie sich doch nach den heutigen Ereignissen berechtigt, Cäcilien auf den Antrag vorzubereiten, von dem sie voraussah, daß er in den nächsten Tagen erfolgen würde.

Mit dem Ernst und mit der rührenden, herzerschütternden Innigkeit der Mutterliebe und Muttertreue beschwor sie Cäcilien, der Vernunft jetzt die erste Stimme und ihr im Tode die Beruhigung zu gönnen, sie unter dem Schutze eines achtungswerthen Mannes, gesichert gegen die Schrecknisse der Vereinzelung und der Dürftigkeit, zurückzulassen. Mit sanften Thränen küßte Cäcilie die Hände der geliebten Mutter — ach! diese ahnete nicht, daß die Sorge um sie das Herz der Tochter im bittersten Schmerze beängstigte, da Cäcilie es schon seit einigen Tagen wußte, daß die Erschöpfung aller Staatskassen die Auszahlung der Pensionen für das nächste Jahr unmöglich machte, und die Dürf-

tigkeit, deren Bild bei dem Blicke auf Cäciliens Zukunft das Mutterherz so beängstigte, schon jetzt ihr beiderseitiges, unvermeidliches Loos war, wenn ihre Verbindung mit Boysen sie nicht davor schützte. Vier Wochen später schrieb Cäcilie an eine ältere, von ihr verehrte Freundin folgenden Brief:

„Dieses Blatt, theure Henriette, bringt Ihnen eine Nachricht, die sie befremden wird, wie sie mich noch oft befremdet, wenn mir gleich schon Wochen geworden sind, mich mit ihr bekannt zu machen. Ich bin verlobt, Theuerste, und möchte Ihnen das gerne mit der ernsten Ruhe schreiben, mit der ich mich, es zu denken, bemühe. Diese unerwartete Umänderung meines Schicksals ist in meinen Jahren schon an und für sich prosaisch, und nun auch in diesem Falle so prosaisch herbeigeführt, daß sich wenig davon erzählen lassen wird. Und doch, Henriette, wünschte ich diesen Brief schon vollendet zu haben! Nicht ohne Ursache habe ich es gescheut, ihn zu schreiben; ich bin sonst so fest und heiter, und nun, da ich mich zu Ihnen wende, wird es mir so bange um das Herz, und so trübe vor den Augen. Gegen Sie war ich stets so offen; meine ganze Seele war immer ohne Rückhalt, ohne Falte, wenn ich mit Ihnen sprach, und nun ist

es

es wohl zum Letztenmal, daß ich dies Glück eines unbedingten Vertrauens genieße, ja vielleicht ist meine Offenheit jetzt schon Unrecht. Wenn ich mich künftig nicht glücklich fühle, ist es ja meine Pflicht, Allen zu verbergen, daß ich's nicht bin. —

Mein Verlobter ist der Canzleirath Boysen; und in Hinsicht auf Stand und Einkommen das, was man eine gute Parthie zu nennen pflegt. Er ist ein gelehrter Jurist, ein vortrefflicher Staatsbürger, ein allgemein wegen seines Fleißes, seiner Kenntnisse und seiner strengen Rechtlichkeit verehrter Richter. Ernst, bedächtig und abgemessen im Reden, Denken und Thun wie im Wollen und Empfinden verletzt er gewiß keine Pflicht; seine Tugend, seine Moral, seine Grundsätze, Alles ist bei ihm zur positiven Rechtslehre geworden und er erschien mir schon vor zehn Jahren, als ich ihn kennen lernte, wie der personificierte kategorische Imperativ, von dem in jener Zeit unter den Gelehrten viel Redens war. Damals machte er mir den Hof — damals staunte ich so willig bewundernd seinen Geist, seinen Ernst und den Ruf seiner Gelehrsamkeit an, die dem sechsundzwanzigjährigen Mann — Jüngling ist er nie gewesen — das Gewicht und das Ansehen eines bewährten und geach-

geachteten Staatsdieners geben; — damals hätte ich mich, so jung, so biegsam und so beschränkt in meinen Lebensansichten, durch seine Wahl hochgeehrt gefunden und mit recht herzlicher Freudigkeit und Hoffnung ihm meine Hand gereicht, und wie Vieles wäre denn auch anders als jetzt! Ich hätte ihn geliebt und er mich vielleicht auch — aber sein Widerwille gegen poetisch gestimmte Frauenzimmer entfernte ihn wahrscheinlich in jener Zeit von mir. — Jetzt nach zehn Jahren findet er mich verblüht, gealtert und erkältet wieder und bietet mir seine Hand, nicht weil er mich liebt — das muß ich ja fühlen und wissen — sondern aus wahrer Hochachtung, und der in ihm tief begründeten Ueberzeugung, daß ich, als seine Frau, meine Pflicht strenge erfüllen werde. — Liebe Henriette, welch eine zum Erfrieren vernünftige Ehe wird das werden! Weiß ich doch jetzt schon als Braut bestimmt, was wir vom ersten bis zum letzten Tage derselben vergönnt seyn wird zu thun und von meinen Gedanken und Empfindungen zu äußern! Ist doch unsre ganze Lebensweise im Voraus so fest geregelt, daß sie keinen Einfluß von Geist und Herz auf den Mechanismus ihres Triebwerkes gestattet! — Ich verkenne das Gute einer solchen wie von Töp-

fer-

ferhand abgezirkelten Form des häuslichen Lebens nicht, wo der Vorschrift Alles unterworfen und der Neigung, und der Freiheit selbstthümlicher Entwickelung gar kein Spielraum vergönnt ist; aber ich frage mich doch noch zuweilen mit stiller Wehmuth: darf denn nur der Mann sein Leben zum Kunstwerke adeln, und muß das Weib sich durchaus darauf beschränken, das seinige wie ein zunftmäßiges Handwerk zu treiben? — Schelten Sie mich nicht, Henriette; ich fühle, wie Ihnen der Ton, in dem ich spreche, mißfallen muß; aber wüßten Sie es ganz, wie ich diese Verbindung ansehe, Sie wären doch mit mir zufrieden. Boysen soll glücklich werden, sich glücklich fühlen, und in mir ganz die Frau nach seinem Sinne finden; das habe ich mir mit der ganzen Kraft meines Willens gelobt und ich setze mein Leben an dies Glübde. Ich kann dabei vergehen, aber gewiß nie diesen Vorsatz untreu werden, und wie könnte ich mich selbst achten, wenn ich ohne die Sicherheit eines solchen Entschlusses die Hand dieses Mannes angenommen hätte? Daß ich es aber bei dieser, zu jeder Selbstverleugnung entschlossenen Resignation wehmüthig empfinde, daß ich, um Boysen glücklich zu machen, so wenig meines Herzens, als der besten und eigen-

genthümlichsten Eigenschaften meines Gemüths bedürfen werde – welche Moral kann mir das verbieten?

Sie werden fragen, warum ich dann seine Hand angenommen habe, und ich antworte Ihnen, weil ich mich wahrhaft durch den Beruf geehrt finde, in dem achtungswerthen Staatsbürger den Menschen zu beglücken und dadurch in ihm das rein Menschliche zu bewahren — weil ich unverheirathet mein Leben wohl höher an Glück, aber nie so hoch an treuer, Gott wohlgefälliger Pflichtübung hätte ausbringen können, und weil diese Verbindung meiner Mutter ein sorgenfreies Alter sichert. Diese wird künftig bei uns wohnen und Boysens Charakter gewährt mir die Sicherheit, daß er ein guter Sohn gegen sie sein wird. So ruht denn ein schöner Segen auf dieser Entscheidung meines Schicksals — er wird nicht unerfüllt bleiben. Geben Sie mir auch den Ihrigen, und die Freundschaft meiner Henriette verhülle sanft und heilend die wunden Stellen meines Herzens."

Cäcilie.

Cäciliens Verbindung verzögerte sich noch um einige Monate, weil Boysen, im Auftrag

seiner

seiner Regierung, eine Reise machen mußte. In diesen Zeitraum traf der Durchmarsch einiger englischen Regimenter durch ihren Wohnort, die, in Stralsund gelandet, jetzt durch die nördlichen Provinzen Deutschlands nach Holland zogen. Auch in Cäciliens Wohnung ward Quartier für einen Major und einen Lieutenant angesagt. Es war ein trüber regnichter Novembertag, als spät am Abend die angekündigten Gäste vor das Haus gesprengt kamen. Cäcilie ging ihnen entgegen und hörte sich, zu ihrer Freude, mit einigen gebrochenen deutschen Worten angeredet, welche die Bitte enthielten, den Damen des Hauses seine Aufwartung machen zu dürfen, sobald der Sprecher vom General zurückkomme, der ihn zu sich beordert habe. Diese Worte wurden flüchtig gesprochen, flüchtig beantwortet, und Cäcilie wandte sich um, ihrem Mädchen zur Aufnahme der Bedienten noch einen Auftrag zu geben, als jetzt, da sie in das Zimmer zurücktreten wollte, ein dem Anschein nach zehn bis elfjähriger Knabe, in vollem militärischen Anzug, mit der Grenadiermütze und dem Gewehr über der Schulter vor ihr stand, und sittig grüßend, in sehr geläufigem Deutsch fragte, wo er denn bleiben solle? Gehören Sie auch zu den Dienern des

Ma-

Majors? fragte sie. — Ich, ich bin Officier, antwortete der Kleine erröthend, und hier ist mein Billet. O mein Herr Lieutenant, sagte Cäcilie lächelnd, verzeihen Sie meinen Irrthum und treten Sie hier herein. Sie öffnete das Zimmer und stellte den kleinen blühend hübschen Gast ihrer Mutter vor, die bald erfragte, er heiße James Scott, sei ein Sohn des Majors, und mache den Feldzug als Freiwilliger mit. Der Thee wurde gebracht, und James fühlte sich in der ersten Viertelstunde sehr erfreut, wie zu Hause. Cäcilie hörte seinen Erzählungen mit Vergnügen zu, da sie sein Vaterland — er war ein Schotte, in Argyle geboren — liebte und der aufblitzende Muth des Knaben und sein Natianalstolz ihn auch wirklich in einem Alter, das man sonst, derb aber wahr, die Bengeljahre zu nennen pflegt, zu einer interessanten Erscheinung machten. Cäcilie sprach von der englischen Armee, die sich damals in Spanien unsterblichen Ruhm erwarb. So müssen Sie nicht sagen, Miß, sagte er ihr, unwillig erröthend. Es giebt so wenig eine englische Armee, als eine schottische, sondern nur eine brittische, zu deren ausgezeichnetesten Regimentern das unsrige gehört. Sie haben doch, fuhr er, wieder freundlich wer-

bend, fort, von unserm großen Feldherrn Wellington reden hören? — Wer hätte das nicht! — Und auch von der Schlacht bei Vittoria? — Ja wohl; aber ich höre doch sehr gern davon reden, erzählen Sie uns nur recht ausführlich, wie es dabei herging. — Er begann nun die Tassen und das Theezeug auf dem Tische zu ordnen, um ihr die Stellung der Armeen zu verdeutlichen, und erzählte dann wie Wellington, der das Regiment, worunter er (James) jetzt diene, besonders liebe, es auch in jener Schlacht auf den entscheidenden Punkt zur Unterstützung herbeizuführen, beordert habe. Der Ton des Knaben ward immer ernster, sein Blick feuriger, seine Farbe lebhafter, und wie er nun an das Ende des Kampfes kam, es schilderte, wie tapfer sein Regiment sich gehalten habe, und mit den Worten schloß: 17 Officiere von unserm Regiment lagen todt auf dem Wahlplatz, und nur 4 blieben unverwundet, aber wir hatten auch Vittoria, — da füllten sich seine Augen mit Thränen, und Cäciliens Blick ruhte mit inniger Rührung und achtungsvoller Liebe auf ihm, als sich die Thüre öffnete, und sein Vater, der Major Scott, hereintrat. Der seelenvolle Ausdruck ihrer Züge in diesem Augenblick, diese Verklärung liebevoller

voller Theilnahme, mit der ihr Auge auf seinem Sohn ruhte, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, den die frohe Kindlichkeit, mit der sich James, bei der Freundlichkeit beider Frauen, schon ganz zwanglos und einheimisch in ihrer Wohnung fühlte, noch verstärkte.

Major Scott war in seiner äußern Erscheinung groß und edelgestaltet, und aus seinen dunkelblauen Augen strahlte mit dem Heldenmuth des Kriegers zugleich die Reinheit seiner schönen Seele in der Klarheit eines ganz unbewölkten milden Feuerblicks. Ein Hochländer von Geburt, hatte er auf seinen Feldzügen in Ostindien, Irland und Holland keine Gelegenheit versäumt, seine Kenntnisse zu erweitern. Der Anblick großer Naturscenen hatte seinen angebornen poetischen Sinn entwickelt und geläutert, und die Entfernung von dem bunt verflochtenen Treiben unsrer Weltklugheit seinem Karakter das Gepräge einer ganz unbeschreiblichen Einfachheit und Treuherzigkeit, seinem Herzen eine noch seltnere Wahrheit und Güte erhalten. Was Cäcilien in ihm besonders anziehend erschien, war seine Leidenschaft für des Vaterlandes Ruhm, des Vaterlandes Glorie! Wie funkelte sein Auge, wie hob sich seine Brust, wie rasch sprach er, wenn es Britanniens Verherrlichung und den

Preis seiner Constitution galt! Dieser freie Sohn eines freien Landes wurde für Cäcilien in der Wärme seiner Begeisterung, in der Tiefe und der Poesie seines Gemüthes, und dem sonst wehmüthigen und stillen Anklang der Liebe und des Kummers, der so rührend in ihm ansprach, zu einer ganz neuen Erscheinung, die mit allen Bildern ihres bisherigen Lebens in keinem Zusammenhang stand. Nie hatte sie sich so angenehm unterhalten gefühlt, nie war sie selbst mittheilender und liebenswürdiger gewesen, als an diesem Abend.

Das Regiment hatte in dieser Stadt einen Rasttag, und so blieb denn noch der ganze folgende Tag einer Unterhaltung gewidmet, die mit jeder Stunde an Reiz und Gehalt gewann. Man sah es Scott an, wie glücklich er sich in dieser Umgebung fühlte, und eben so wenig verhehlte er den Eindruck, den Cäcilie auf ihn machte, und der sich wie ein reines, inniges Wohlwollen und Gefallen an ihrem Sein und Wesen, wie eine herzliche Freude an ihrer Unterhaltung aussprach. Am Abend dieses zweiten Tages riefen häusliche Geschäfte die Mutter ab; Cäcilie blieb mit Scott allein, und er erzählte ihr aus seinem früheren Leben, und nannte ihr den Namen seiner vor einigen Jahren

ren verstorbenen, von ihm innig geliebten Frau, welcher der Gram der langen Trennung von ihm das Herz schon gebrochen hatte, als er nach vieljähriger Abwesenheit zu ihr zurückkam. Jamens war sein ältester Sohn; die Geburt des zweiten kostete der von Gram und Kummer ermatteten Mutter das Leben. Seit ihrem Tode lebte Scott ganz einsam. — Sein Regiment bekam wenig Monate nachher Befehl, sich von neuem einzuschiffen, und da es ihn unmöglich dünkte, sich von dem Schmerzenskinde, dem jüngsten Sohn, zu trennen, so ließ er diesen entwöhnen und nahm ihn mit. Den Krieger, den Mann, den Vater schreckte nicht das Bild der mühsamen, unermüdeten Sorgfalt, die die Pflege eines so kleinen Kindes erfordert, und Gottes Segen lohnte diese seltene Vatertreue; der kleine Edward wuchs blühend und kräftig heran, zur Freude aller die ihn sahen. Jetzt aber, da das Regiment den Befehl erhielt, sich nach Deutschland einzuschiffen, einem Lande, das Scott ganz fremd war, und dessen Sprache er nicht verstand, drang alles in ihn, Edward in England zurückzulassen. Er gehorchte dem Zureden seiner Freunde und der Vernunft, und nahm dafür James mit sich. Edward blieb bei seiner Großmutter, deren Zärtlichkeit und

Sorg-

Sorgsamkeit Scott kannte; allein 4 Wochen nach seiner Ankunft in Stralsund erhielt er die Nachricht von dem Tode des blühenden Kindes. Ein Fall von der Treppe hatte es getödtet.

Das Wesen, dem man solche Schmerzen vertraut, vor dem man solche Thränen vergießt, wie Cäcilie sie während dieser Erzählung in Scotts Augen sah, hört auf uns fremd zu sein, und ist es eigentlich wohl nie gewesen, da nur der Zug einer geheimen innern Verwandschaft ein solches Vertrauen zu erzeugen vermag. Scott und Cäcilie wenigstens fühlten es seit dieser Unterredung, daß sie sich beide unvergeßlich geworden waren.

Scott sprach nur wenig deutsch, da er erst seit wenigen Monaten in Deutschland war, und nicht in so ununterbrochenem und vielfachem Verkehr mit den Einwohnern gelebt hatte, als James, der in Stralsund die Schule besucht und sich die fremde Sprache mit der leichten Fassungsgabe seines Alters angeeignet hatte. Eben so gebrochen sprach Cäcilie englisch, doch eben diese Unvollständigkeit der wirklichen Mittheilung ward ihrer Unterhaltung zum neuen Reiz, da ja das was nicht gesagt und doch verstanden und beantwortet wird, immer

das Beste in jeder Unterhaltung ist. Am andern Morgen mußte man scheiden. Alle waren bewegt. Scott sprach die Hoffnung aus, in der nächsten Provinz mehrere Wochen mit dem Regiment weilen zu dürfen, und bat um Erlaubniß, dann zum Besuch wiederzukommen. Es ist zu weit, lieber Major, antwortete ihm Cäcilie, und unsre hiesigen Wege im Winter so schlecht, daß wir es uns wahrlich nicht erlauben dürfen, auf die Erfüllung dieses Versprechens zu rechnen. — Weit, Miß, wenn ich wieder hier kommen soll? dreißig Meilen ja nur, und ich die wol in einem Tag reiten will, um Sie zu sehen, und bis dahin ich alle Tage deutsch lernen, viel lernen will, um mit Ihnen viel sprechen zu können; ich Ihnen jetzt nicht so sagen kann, wie ich meine hier; — er legte die Hand auf sein Herz — aber Cäcilie war zu sehr daran gewöhnt, den Ausdruck des Gefühls durch Wortformeln entstellt zu sehen, als daß er ihr jetzt in seiner einfachen Wahrheit, in der Tiefe seiner Bedeutung hätte offenbar werden sollen. Sie entließ ihn mit freundlicher achtungsvoller Theilnahme, und sprach nach seiner Abreise noch oft und gern von ihm mit ihrer Mutter, die es gleichfalls mit wohlwollender Rührung anerkannte, wie einfach gut und un-

be-

beschreiblich wahr und herzlich sich ihnen der Fremdling gezeigt habe.

Nach wenig Tagen kam ein Brief von ihm, den Cäcilie beantwortete, und dem bald mehrere folgten, die sie, durch die Schnelligkeit seiner Fortschritte in Erlernung unsrer Sprache, in Erstaunen setzten. Der Inhalt derselben war aber durch seinen geistigen Gehalt so anziehend, daß ohne irgend eine geheimere Beziehung, sich das Interesse dieses Briefwechsels daraus erklären ließ.

Scott kannte die Literatur seines Vaterlandes sehr genau und umfassend; er selbst war ein von den Britten geschätzter Dichter, und dabei voll der regsten Werthschätzung und des lebendigsten Sinnes für die Nationalität der deutschen Literatur, mit der er sich zu befreunden strebte, und sich dazu Cäciliens Rath und Anweisung erbat. Boysen, der einige Wochen später zurückkam, las Scotts Briefe, und da er sie als eine Sprachübung nützlich für Cäcilien hielt, hieß er diesen Briefwechsel nicht allein gut, sondern ermunterte seine Braut selbst zur Fortsetzung desselben. Wenige begreifen es aber vielleicht, wie sich aus den Schriftzügen dieser Briefe ein unsichtbares, geheimnißvolles Band webte, das zwei für einander geschaffene Herzen

unauflöslich mit einander verband. Im täglichen Leben und der täglichen Unterhaltung sind die Veranlassungen zu solchen Gesprächen, in denen sich die eigenthümliche Richtung des Gemüths und des Sinnes offenbart, immer nur selten, und man lernt oft in Monaten solches Zusammenseins sich doch nur oberflächlich kennen. Allein bei der schriftlichen Mittheilung seiner Ideen und Empfindungen ist das ganz anders, und die Weltlichkeit der Bildung reicht wohl für die Unterhaltung, aber gewiß für keinen Briefwechsel hin, aus dessen Schriftzeichen sich oft wie ein feiner Duft die klarste geistige Anschauung entwickelt.

Einige Wochen später war Cäcilie bei einer Freundin zum Besuch, als ihre Mutter ihr sagen ließ, eilig zu Hause zu kommen. Es überraschte sie nicht wenig, als sie bei ihrem Eintritt in das Zimmer Scott erblickte, dessen Besuch sie so wenig mehr erwartet als eigentlich auch gewünscht hatte; doch jetzt, da sie es sah, wie glücklich er sich fühlte, sie wieder zu sehen, that ihr seine Freude wohl und rührte sie durch die einfache Herzlichkeit ihrer Aeußerung. Der Thee wurde gebracht, und mit unverkennbarem Behagen nahm der Major seinen alten Platz neben der lieben, ehrwürdigen

Mut-

Mutter, Cäcilien gegenüber, wieder ein. Boysen war den Abend in eine Männergesellschaft eingeladen, und man war also ganz allein. Sie können es nicht glauben, sagte Scott bewegt, wie glücklich es mich gemacht hat, wieder zu Ihnen zu kommen! ich habe vor Freude in den zwei letzten Nächten nicht geschlafen, immer, immer habe ich an Sie gedacht! — Cäcilie fühlte sich durch diese Worte wehmüthig bewegt. Es vereinte sich so vieles, ihnen Eingang in ihr Herz zu verschaffen; sie waren sich seit ihrer Trennung so viel bekannter und wie sie nun wohl fühlte, auch lieber geworden, und sie las es nun mit so himmlischer Gewißheit in dem herrlichen Blick seines seelenvollen Auges, wie er ihr nur sein wahrstes Gefühl ohne irgend eine Uebertreibung oder irgend einen Zusatz von Galanterie ausspreche. Auch hatte sie nie eine Schmeichelei, nie eine Aeußerung von ihm über ihre Gestalt gehört; jetzt aber wo er, ihr gegenüber sitzend, sie mit so frohem Vertrauen, mit so vor inniger Freude leuchtenden Blicken ansah, fiel das Gespräch auf eine wegen der Schönheit ihrer Augen in England berühmte Dichterin (Mrß Opie). Liebste Miß, sagte er, so schöne Augen, wie Sie, hat sie doch nicht. Wenn ich

noch

noch so betrübt wäre und Sie mich ansähen, freundlich und gut wie Sie immer sind, ich würde es hier fühlen — er legte die Hand auf sein Herz — und Trost haben. Dann wünschte ich, antwortete Cäcilie, Ihnen stets, wenn Sie ein Leiden trifft, tröstend erscheinen zu können. Sie sind auch immer bei mir, fiel er ihr bewegt ein, wo ich auch bin, was ich auch thue, ich denke immer an Sie und sehe Ihre Augen vor mir. Sein Ausdruck war dabei so einfach, daß diese Aeußerungen Cäcilien nicht verwirren konnten, sondern sowol von ihr als von ihrer Mutter eben so unbefangen aufgenommen, als von ihm gesagt wurden.

Cäcilie blieb nach Tische zufällig mit ihm allein. Sie lobte ihn wegen seiner Fortschritte in der deutschen Sprache, und er holte sich triumphirend ein Buch, ihr daraus vorzulesen. Sie mußte, da er sich neben sie setzte, mit einsehen, um den Worten, die er las, folgen zu können, und wer es sich je versucht hat, mit Jemand aus einem Buche zu lesen, der weiß auch um alle die kleinen damit verbundenen Umstände, die, wie es fällt, bald Konvenienzen, bald Inkonvenienzen genannt werden können. Scott las langsam, doch ohne Anstoß und so richtig, daß man fühlte, er verstehe,

was

was er lese, und Cäcilie lobte ihn verdientermaßen; nun kam aber ein langes, schweres Wort — zweifelnd und fragend blickte er zu ihr auf; sie belächelte seine augenblickliche Verlegenheit muthwillig; aber diesem Lächeln und dem Augenblick selbst wich seine sonstige eben so zarte, als ehrerbietige Scheu, er bog sich schnell zu ihr über und küßte ihre Wange. Cäcilie erröthete, und war trotz ihrer sechsundzwanzig Jahre ängstlich verlegen; doch schnell sich sammelnd sagte sie ihm ernst gebietend, wenn gleich bange vor sich niederblickend: Lesen Sie weiter. Gehorsam sah er wieder ins Buch, aber zu lesen vermochte er nicht. Er stotterte einige Worte unrichtig her, dann aber stieß er das Buch von sich und Cäciliens beide Hände fassend, fragte er hastig ängstlich: Um Gott, theuerste Miß, sind Sie mir böse? bin ich denn sehr unartig gewesen? ich selbst nicht weiß, aber ich konnte nicht anders — ach, liebste Miß, könnte ich Ihnen doch sagen, wie lieb, wie sehr und viel lieb ich Sie habe? — Er drückte ihre Hände an sein Herz, und da sie, zu überrascht und zu bewegt, nicht zu antworten vermochte, fuhr er fort: viel und anders lieb, als Alles in der Welt, lieber als meinen Sohn, lieber als meine Mutter, lieber

als

als Alles, Alles. Ich nie ein andres Frauenzimmer so lieb gehabt, und das gleich, und ach Gott! so sehr, so sehr! Und nun sind Sie mir böse! — Hier begegnete Cäciliens Blick dem seinigen, aber sie schlug ihr Auge leise erröthend, schnell nieder. Ich bin nicht mehr böse, sagte sie ihm. Ach, liebste, liebste Miß, hub er stockend und bewegt an, wenn ich Sie etwas fragen dürfte, aber Sie mir auch vergeben und freundlich bleiben wollen? — Fragen Sie, antwortete Cäcilie, ein so braver Mann, wie Sie, kann nichts fragen, was ich nicht beantworten dürfe. — O mein Gott! sagte er innig, warum kann ich nicht sagen, wie ich wollte; aber gewiß mein Herz ist treu und wahr, in meinem Herzen ist kein Falsch und es wird Sie lieben, bis ich todt bin — Cäcilie, könnten Sie mich wohl lieb gewinnen? Können Sie, wollen Sie meine Frau werden?

Cäcilie erblaßte; ein stummer, aber gewaltiger Schmerz bemächtigte sich ihrer Seele und ihres Lebens, und zwei schwere, schwere Thränen rollten langsam über ihre Wangen. Mit unbeschreiblicher Wehmuth hob sie ihr Auge zu ihm auf. Ich glaube, sagte sie ihm leise und langsam, daß ich Sie in andern Verhältnissen sehr

sehr lieb hätte gewinnen können; aber ich bin Braut. —

Das Wort wand sich schwer und gepreßt aus ihrer Brust, und als habe sich ihre Kraft erschöpft, es auszusprechen, senkte sie ihr bleiches Gesicht auf ihre Hände nieder. Auch ward ihr erst in diesem Augenblick die öde Freudenlosigkeit ihrer Zukunft recht anschaulich. Boysen liebte sie nicht; das wußte, das fühlte sie, und welches Weib kann ohne die schmerzlichste, ohne die herzzerreißendste Resignation auf immer von der Hoffnung geliebt zu werden, von dem Glück selbst zu lieben, scheiden! — Und Cäciliens Herz war nicht erschöpft, nicht abgestorben; Scotts Werth und seine Liebe hatten in diesem Herzen eine Fülle des Lebens, ein Bedürfniß des Glückes geweckt, wie sie es früher nie empfunden hatte.

Braut! wiederholte Scott dumpf und schmerzlich, ach, das ist ja unwiderrufliche Entscheidung!

Als solche sind wir verpflichtet sie zu ehren, mein Freund, sagte Cäcilie, und darum lassen Sie uns durch kein Wort mehr unser Gefühl da noch tiefer ergründen, wo der Wille und das Leben der Pflicht unwiderruflich zu eigen gegeben sind.

Scott stand tief erschüttert auf. Sie haben Recht, Miß, aber was mich dies Wort aussprechen kostet, errathen Sie nicht. Kein Ausdruck meiner Liebe soll Sie je wieder verletzen, doch mein Herz bleibt Ihnen eigen, so lange es schlägt. Denken Sie zuweilen an mich, und Gott mache Sie so glücklich, als Sie es zu sein verdienen.

Er hielt sich und Cäcilien Wort. Am andern Morgen schon schied er und nur die Blässe seines Gesichts, nur der trübe Ernst seines Blickes verriethen seinen Schmerz und seinen Kampf. Auch Cäcilie bewährte in der Minute ihres Abschieds die Kraft ihres Charakters — allein die Hoffnungslosigkeit ihrer Zukunft ward von Beiden tief empfunden, wenn gleich nicht ausgesprochen.

Scott schrieb nicht wieder, und nur aus den Zeitungen erfuhr sie nach einigen Wochen, daß sein Regiment Befehl erhalten habe, nach den Niederlanden aufzubrechen. Die stille Trauer ihres Herzens und ihr Kampf wurden nur von dem treuen Mutterherzen errathen, von ihrem Verlobten durchaus nicht beachtet, da er, ohne Sinn für jede innigere auf Vertrauen und Wahlverwandtschaft gegründete Verbindung, seine Forderung an seine künftige Gattin allein

auf die äußere Form ihres Betragens, Gefälligkeit, Nachgiebigkeit und eine gewisse aus dem Gefühl der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit entspringende Achtsamkeit beschränkte, so wie seine Erwartungen vom häuslichen Glück auf einen Zusatz von Bequemlichkeit in seiner Lebensweise und eine größere Sparsamkeit in Führung des Haushalts.

Cäciliens Hochzeitstag näherte sich jetzt, und sie sah ihm mit demselben Gefühl entgegen, mit dem sie als Nonne vielleicht dem Tage ihrer Einkleidung entgegengesehen hätte. Sie blieb freilich in der Welt, aber ein heiliges Gelübde und ernste Pflichten trennten sie doch nun auch von ihrem bisherigen Leben, von ihrer Jugend und der Fülle des eigenen Herzens. Sie konnte und durfte sich ja keine Gespräche auf ein von Boysens Neigungen und Gewohnheiten unabhängiges Dasein vorbehalten; sie mußte ja geloben, nur für den Gatten, nur nach seinen Ansichten und Wünschen leben zu wollen, und fest war ihr Entschluß, die übernommene Verpflichtung treu und mit der strengsten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Ach, sie ahnete nicht, welche schmerzhafte Prüfung das Schicksal ihr noch vorbehalten hatte. Am Morgen ihres Hochzeittages erhielt sie die Nachricht,

Scott sei bei dem mörderischen nächtlichen Ueberfall von B. gefallen. Geheime Verständnisse in der belagerten Festung öffneten den Engländern ihre Thore; Verrath schloß sie hinter ihnen. In der engen Straße eingekeilt, vor und hinter sich einen überlegenen Feind, blieb den beiden so eingeschlossenen Regimentern nur die Wahl zwischen Gefangenschaft und Tod. Sie wählten den letztern. Scott fiel an der Seite des Generals G., der sein Freund war, und ihn nur um wenig Minuten überlebte. Der **sche Gesandte hatte in der Nacht einen Eilboten mit dieser Nachricht erhalten, und da er oft in Cäciliens Haus kam, und zu den geladenen Hochzeitsgästen gehörte, brachte er am Morgen der Braut einen schönen, zum Schmuck dieses Tages für sie bestimmten Blumenstrauß, und theilte bei dieser Veranlassung den ausführlichen Bericht jenes Vorfalls, als die Neuigkeit des Tages, mit.

Hüte sich doch ja jeder sorgfältig vor dem Wahn, das Härteste was ihn treffen kann schon erlebt, das Herbste schon besiegt zu haben! Das Schicksal hat eine furchtbare Gewalt diesen Wahn zu bestrafen, und fast nie bleibt sie von ihm ungenutzt. Der Mensch kann entsetzlich

lich viel tragen und Gräßliches überstehen, und höchst selten nur sind solche Prüfungsstunden, in denen wir wahrhaft das Maß unserer Kraft zu ergründen lernen. Auch Cäcilie hatte am Morgen jenes Tages, wo Scott von ihr schied, gewähnt mit dem Leben fertig zu sein, und ihren schwersten Kampf mit demselben gekämpft zu haben, und ach! der Schmerz jenes Morgens war Wonne gegen den, mit dem sie jetzt ringen, und ihn vor aller Augen verbergen mußte. Doch auch sie bewies, daß das Weib, trotz seiner Schwäche, durch seine Kraft im Dulden den Heldenmuth des Mannes zu erreichen vermag. Sie vermochte es an diesem verhängnißvollen Tage, ihre äußere Fassung zu bewahren, und die tiefe gewaltige Bebung, in der ihr Herz unter dem Drucke ihres unendlichen Schmerzes aufzuckte, blieb nur von Gott gesehener Jammer. Gräßlich war für sie der Augenblick, wo sie mit Boysen an den Altar trat, und der geliebte Schatten, bleich, blutend, unbeweglich vor ihr stand. — Die geheimnißvollste Macht der Liebe und des Herzens zog sie vom Leben ab zu ihm in sein Grab; aber sie bezwang sich und ihre Phantasie — doch litt sie mehr als die Erinnerung jener Tage aufzubewahren vermochte.

Boy-

Boysen war zu sehr Freund des Herkömmlichen und Gebräuchlichen, als daß er nicht hätte wünschen sollen, seine Verbindung durch eine lange Reihe von Familienschmäusen gefeiert zu sehen; und so verstrichen die ersten vierzehn Tage, ohne daß sie ihm und Cäcilien eine Stunde häuslicher Einsamkeit gebracht hätten. Der gewaltige Zwang und die peinliche Anstrengung, womit sich Cäcilie diesem Geräusch hingab, erschöpften ihre Kraft, und sie fühlte sich oft bis zur Ohnmacht ermattet. Sie war in einem immerwährenden fieberhaften Zustande, der ihr, vorzüglich gegen Abend, eine erhöhete Lebhaftigkeit der Farbe und der Sprache gab, die es ihr möglich machte, Alle über ihre wahre Stimmung zu täuschen. Eines Morgens war sie bei einer Freundin, — der Frau des Commandanten der Stadt, in der sie lebte — zum Besuch, als sie einen Officier in der Uniform des schottischen Regiments, in dem Scott gedient hatte, in das Haus treten sah. Dieser Anblick erschütterte sie namenlos. Sie wünschte sehnlichst nähere Nachrichten von Scotts Tode und von dem Schicksal seines Sohnes, und ließ den Officier bitten, nach Beendigung seines Geschäfts hinauf zu kommen, weil eine Dame ihn zu sprechen wünsche. Sie vermochte

es

es über sich, ihn, mit dem sie sich allein gelassen sah, mit ruhiger Fassung zu empfangen und durch eine Frage nach dem Schicksal der Generalin G., deren Gatte an Scotts Seite gefallen war, ein Gespräch über die nähern Umstände jenes Gefechts einzuleiten. Der Officier beantwortete ihre Fragen eben so gesittet als umständlich, und nannte ihr nicht nur die Zahl, sondern auch die Namen der gebliebenen Officiere. – Und der Major Scott? fragte sie. — Sein Sohn, ein hoffnungsvoller Knabe, ist geblieben; allein er selbst ward schwer verwundet gefangen genommen, ist aber jetzt schon außer Gefahr, ausgewechselt und wird gleich nach seiner Genesung nach Spanien zu der Armee des Feldmarschalls Wellington gehen. — Der Eindruck dieser Worte auf Cäcilie ist ein Geheimniß, unaussprechlich, wie das Räthsel des Daseins selbst. All der Muth, all die Kraft, die sie für den Schmerz gehabt hatte, verließ sie in diesem Augenblicke. Mit hochschlagendem Herzen, zitternd und fliegend sank sie auf ihre Knie nieder, und ihre Thränen ergossen sich so unversiegbar, als wolle sich ihr ganzes Leben in ihnen auflösen. — Mit edler, feinsinniger Zartheit wußte der Fremdling das Vertrauen zu ehren, daß er der Gewalt dieses

Augen-

Augenblickes über sie zu danken hatte. Er war Scotts Freund, und die Schwermuth, die auf diesem seit einigen Monaten als düstrer Ernst lastete, ward ihm nun durch Cäciliens leidenschaftlichen Antheil erklärt. Unaufgefordert theilte er ihr daher jetzt auch bis in die kleinsten Einzelnheiten Alles mit, was sie in Beziehung auf Scotts Schicksal zu interessiren vermochte.

Alle leidenschaftlichen Empfindungen der menschlichen Seele verlieren sich in eine Tiefe, die unser Blick nicht zu ergründen vermag. Welcher Mensch z. B. hat sich nicht irgend einmal in seinem Leben gefreuet, und doch wie Wenige, Wenige haben je an sich und andern die ängstigende Macht dieses Gefühls über das menschliche Gemüth erfahren, wenn es wie ein verzehrender Blitz unser ganzes Wesen, durch und durch, bis in seine tiefste Innerlichkeit durchdringt! Eine solche Freude ist ein himmlisches Gefühl, aber warlich kein frohes, und gewiß das Lebenangreifendste, was es giebt. Man fühlt es, daß sie ein Fremdling hienieden und unsere körperliche Organisation keinesweges darauf eingerichtet ist, ihren Bebungen und Erschütterungen widerstehen zu können. Nur im Kummer, nur im hoffnungslosesten Gram bewährt sich die

Elasticität unsers Wesens — die Saiten, die über unser Gemüth gespannt sind, erschlaft der Schmerz nur, aber die Freude sprengt sie entzwei.

Am Abend dieses Tages lag Cäcilie an einer Brustentzündung gefährlich krank darnieder. Die ganz unbeschreibliche Heftigkeit mit der die Krankheit plötzlich ausbrach, machte ihren Zustand fast hoffnungslos, und sie war 48 Stunden in drohender Gefahr; doch eben so schnell und dem Arzt unerwartet begann und vollendete sich ihre Genesung, so daß sie nach wenigen Tagen schon ihre Wirthschaft selbst übernehmen und sich mit der Ordnung ihres häuslichen Lebens befreunden konnte.

Denn Ordnung, Ordnung hieß das Princip, das Boysen, als die höchste praktische Nützlichkeit, zum Triebwerk seines ganzen Daseyns erwählt hatte, voll des entschiedensten Widerwillens gegen Alles, was die Gleichmäßigkeit und die Einförmigkeit eines nach der Uhr abgetheilten Lebens zu unterbrechen vermochte. Die schönste Mondnacht, der laueste Sommerabend voll Nachtigallgesang und Blumenduft hätten es nicht vermocht, ihn bei sich selbst zu entschuldigen, wenn er ihnen zu Liebe zehn Minuten später, als mit dem ein für allemal festgesetzten Glockenschlage, zu Bette gegangen wäre. Sein

Leben war daher auch nur ein Skelett des Lebens, da er alles Anmuthige, alles Schöne, alles Freie in demselben für unnütz hielt, und für alle Gefühle, alle Empfindungen, für den ganzen innern Reichthum des Herzens nur ein Maß, nämlich das eines strengen Imperativs der Brauchbarkeit für das thätige Leben, kannte. Was nicht völlig in dieses Maß paßte, war ihm vom Uebel, und wäre es die Frucht der erhabensten und edelsten Begeisterung, der liebevollsten Aufopferung gewesen. Alle geistige Fähigkeiten, die ihm fehlten, hielt er für Krankheit, und er kannte durchaus keine Vernunftmäßigkeit der Ansichten, wenn diese von den seinigen verschieden waren.

Dabei war er ein arbeitsamer, redlicher, gelehrter Mann, dem kein Zweifel einkam, daß Cäcilie sich mit ihm glücklich fühlen müsse, da er von den Ansprüchen, die Geist und Herz an das Leben machen, keinen Begriff hatte, und von der Gewalt des Mannes und der Unterwürfigkeit der Frau, als Rechtsverhältniß beider, zu fest überzeugt war, um nicht Cäciliens Gefügigkeit in seinen Willen vorauszusetzen. Er sagte ihr, ohne irgend eine Rücksicht auf sie selbst zu verrathen, wie er es mit der Einrichtung ihres Hausstandes und ihrer Lebensweise gehalten wissen wolle; welche Summe sie wöchentlich zur Führung der

Wirth-

Wirthschaft erhalten werde, und in welcher Art er wünsche, daß sie ihm von der Verwendung derselben Rechnung ablege, und da er sich als Hagestolz an das Eingehen in hundert Kleinigkeiten gewöhnt hatte, die sonst dem Manne fremd bleiben, weil sie nicht nur klein, sondern auch kleinlich sind, so erstreckten sich seine Verfügungen so ins Einzelne, daß Cäcilie als Frau sich dadurch in ihrem angewiesenen Wirkungskreise peinlich beengt fühlte. Da sie sich aber in allen Anordnungen ganz nach seinen Wünschen fügte, und mit der strengsten Pünktlichkeit über die Erfüllung derselben wachte, pries er sie als ein Muster der Frauen, und ohne irgend etwas in ihrem Betragen als Gattin zu vermissen, ohne irgend einen unbefriedigten Wunsch von seiner Seite, hatte er auch keine Ahnung davon, daß irgend ein Wunsch ihres Herzens, irgend ein Bedürfniß ihres Geistes über die enge Beschränkung eines solchen Lebens hinausreichen, und ihr ganzes Dasein auf freudenlose Resignation begründet sein könne.

Und doch war dies der Fall. Sie war zu weiblich, um nicht mit Herz, Seele und Gemüth die Abhängigkeit des Weibes anzuerkennen und als Naturbestimmung zu ehren, aber ihr hatte die rohe Tirannei, mit der die mehrsten Männer

das Recht des Stärkern und Gebietenden in der Ehe geltend machen, von jeher eine bange Furcht vor Frauenschicksal und Frauenpflicht eingeflößt. Und welches denkende und gefühlvolle weibliche Wesen muß diese nicht auch empfinden? — sind unsre Reize und selbst unsre Tugenden bei den einmal bestehenden bürgerlichen Verhältnissen, in der Ehe mehr, als Mittel einer Sklavin, um die Härte des Gebieters zu entwaffnen? Wir haben ja vor dem Gesetz und der Meinung keinen Schutz gegen Mißhandlung; unsre ganze Bestimmung ist es ja, stumm zu dulden und zu tragen, dahingegen der Mann, der sein Weib mißhandelt, immer noch geachtet und geehrt vor der Welt dastehen kann, und es auf sein äußeres Leben fast nie Einfluß hat, ob er ein treues weibliches Herz bricht oder nicht. Darum kümmert sich ja Keiner, und wahrlich, es wird uns oft schwer gemacht zu glauben, daß wir so gut, wie die Männer, Kinder Eines Vaters sind, da dieser unser Schicksal und unser Herz hienieden so schutzlos ihrem Unwerth preisgegeben hat.

Cäcilie hätte, wie jede edle Frau, es nicht ertragen, den Gatten mit sich unzufrieden und durch ihre Schuld mißvergnügt zu wissen, da sie nur in seinem Glücke das ihrige finden

konn-

konnte und durfte. Es wäre so leicht gewesen, sie zu beglücken, und gewiß auch belohnend; doch Boysen war nicht der Mann, mit dem das Schicksal sie hätte vereinigen müssen. Von allen höhern Bedürfnissen abgesehen, fehlte ihm auch jene Zartheit, jene Großmuth, die ein weibliches Wesen so schön und milde mit der Abhängigkeit seines Berufs zu versühnen weiß. So ließ er es z. B. Cäcilien nicht an Putz und Kleidung fehlen; aber es war ihm natürlich, sie auch hierin in strenger Abhängigkeit von sich zu erhalten. Man beachtet es nicht genug, wie wichtig dieser Punkt für die häusliche Zufriedenheit ist und wie einflußreich auf den Karakter der gewöhnlichen Frauen. Es ist nicht mehr als billig, daß die Frau dem Manne von der Verwendung des ihr zur Wirthschaftsführung anvertrauten Geldes Rechnung ablegt, und jede verständige Frau wird von selbst suchen, ihr Haushaltungsbuch in solcher Ordnung zu führen, daß die Uebersicht ihrer Ausgaben klar und leicht aufgefaßt werden kann; eben so wenig ist es zu fordern und zu wünschen, daß der Mann die Frau in Ansehung ihres Taschengeldes so unabhängig mache, daß ihm nicht die Macht bleibe, sie durch ein Geschenk zu erfreuen und zu verbinden; aber viele Männer

des

des Mittelstandes haben die Gewohnheit, sich entweder das Geld zu den täglichen Ausgaben einzeln abfordern zu lassen, was denn die Frau durchaus zur Magd erniedrigt, oder sie setzen auch wohl ein bestimmtes Wochengeld aus, halten es aber für klug, die Frau in Hinsicht der Ausgaben für ihre persönlichen Bedürfnisse ganz von sich abhängig zu erhalten. Beide Handlungsweisen sind eben so unwürdig als verderblich, und führen die Frau auf den Punkt der Nothwendigkeit, den Mann zu überlisten, und daran die Freude zu finden, die der Unterdrückte immer empfindet, wenn er den Unterdrücker bevortheilen kann. Sehet immerhin das weibliche Geschlecht als Euch untergeordnet und nur für Euch geschaffen an, Ihr hoffärtigen Männer; aber beweiset doch wenigstens in Euren Verhältnissen zu demselben, daß ihr die Menschenwürde auch in diesem Geschlechte zu erkennen und zu ehren vermögt, und zwingt Eure Frauen zu keiner sklavischen Erniedrigung, die diese schändet! Bestimmt Eurer Gattin irgend eine Summe zu ihrer Kleidung und zu ihrem Taschengelde, und zahlt ihr diese unaufgefordert und regelmäßig aus, sei sie dann auch so klein sie wolle; nur verdammt sie zu keiner kindischen Unmündigkeit, zu keiner Abhängigkeit,

die

die Euch erst ablisten und abschmeicheln muß, was sie zu erhalten wünscht. Entzieht ihr nicht gänzlich die Mittel dem Hange ihres Herzens folgen und hie und da im Stillen eine Wohlthat spenden zu können, die sie wirklich als von sich erzeigt und mit Entbehrung erkauft, fühlen kann. Boysen schenkte Cäcilien viel; er ließ es ihr auch eigentlich nicht an Gelde fehlen; allein die Ungewißheit und Unbestimmtheit dieser Einnahme war für sie sehr drückend, da sie ihr keine regelmäßige Eintheilung ihrer Ausgaben erlaubte, und sie zu stolz zum Fordern und auch zu edel war, sich von dem erhaltenen Wirthschaftsgelde etwas zuzueignen. Eben so war es mit den Wohlthaten, die sie erzeigte. Boysen hatte jährlich eine gewisse Summe für Arme bestimmt, und fast nie bat ihn Cäcilie vergebens, wo es Milderung fremder Noth galt; aber sie durfte doch nicht geben, ohne gebeten zu haben; es war in dem Verhältnisse, in dem sie mit ihrem Gatten stand, doch immer nur fremdes Geld, was sie gab, und Boysens Denkweise legte auch hier ihr Herz in Fesseln, die den freien Schlag desselben lähmten.

So verging ein Jahr. Cäciliens Ehe galt für eine der glücklichsten, und wahr ist es auch,

daß

daß in diesem Zeitraume nie zwischen ihr und dem Gatten eine Uneinigkeit, nie ein Mißverständniß, nie ein Streit entstand; aber Keiner wußte es, mit welcher schmerzlichen, geist- und seeletödtenden Verleugnung Cäcilie ihr Gelübde lösete, Boysen glücklich machen zu wollen. Ihre Mutter starb in diesem Jahre ihrer Verbindung und ihre Ehe blieb kinderlos. Ganz ungetheilt mußte sie sich daher dem Gatten widmen und für ihn leben. Treu erfüllte sie auch alle Forderungen, alle Erwartungen desselben; sie war ihm eine treue Haushälterin, eine gehorsame Dienerin, eine gefällige Genossin seines gesellschaftlichen Lebens; aber daß sie ihm noch mehr seyn und werden könne, daß der edelste Schatz ihres Herzens, die schönste Eigenthümlichkeit ihres Wesens, ihr Geist, ihre Talente, ihre zarte Weiblichkeit, ihr seelenvolles Gemüth, die Fülle ihrer Liebe, der Adel und die Treue ihrer Gesinnung jetzt für sie und ihn nur ein todtes Capital waren, und jeder Tag sie dem Vergessen der Zeit zuführte, wo sie, sich und andern zur Freude, sich im Besitz und der Entwickelung jener Himmelsgaben glücklich gefühlt hatte, das ahnete er nicht. Cäcilie hatte sich die Ehe nie idealisirt — sie wußte, wie viel Fremdartiges und Ungeziemliches man diesem

edelsten und beglückendsten aller menschlichen Verhältnisse aufgeladen hat, um es zu tragen; aber ihr Herz sagte ihr auch, daß es viel tragen könne, und doch noch beglückend und edel zu bleiben vermöge. Sie fand schon unverheirathet recht heitres Gefallen an der tüchtigen Thätigkeit einer wackern Hausfrau, und war in allen Obliegenheiten derselben wohl erfahren; allein sie hoffte auch dereinst, wenn dieser Beruf der ihrige geworden seyn würde, als Hausfrau der Biene gleichen zu dürfen, die ja bei aller Nützlichkeit und Geschäftigkeit ein beflügeltes mit Blumen befreundetes Wesen bleibt; doch Boysen durfte sie, um ihm für eine brave und verständige Frau zu gelten, nur als Ameise erscheinen. Und jener Traum ihres Mädchenlebens, wie der künftige Gatte in ihr die zuverlässige Freundin, die heitre, geistvolle Gesellschafterin, die innigste Vertraute seines Herzens lieben würde — und jener noch schönere und geliebtere Traum gegenseitiger geistiger, auf den gemeinschaftlichen Fortgang sittlicher Veredlung gegründeter Wechselwirkung — ach, wie sehr mußte sie der Erfüllung dieser Jugendträume entsagen! Ihr Geist war gelähmt, ihr Herz erstarrt, ihr Leben ermattet, und es schien ihr unvermeidliches Loos zu sein, ohne

Tod und sichtbare Wunde, aber an Geist und Herz bis zur Unkenntlichkeit entstellt, durch das Leben als ein Schatten, als ein Grabmonument dessen, was sie einst war, zu schleichen. Nichts entstellt eine weibliche Seele so, nichts beraubt uns schneller alles Reizes, aller Anmuth, als ein Herz- und geistloses eheliches Verhältniß, und es ist unglaublich, welche Rohheit und Härte sich auch sonst gute Männer gegen ihre Frauen zu üben erlauben. Wem ist je ein Mann vorgekommen, der durch die gnädige Erlaubniß, für ihn zu leben und ihn zu beglücken, in so weit sich dies mit seinen andern Neigungen verträgt, nicht seine ganze Pflicht gegen die beste Frau erfüllt zu haben glaubte? — Welcher Mann hat je nach den Flitterwochen und in der unausbleiblichen Erkältung des ungestörten Besitzes noch den Wunsch empfunden, für das Glück und die Zufriedenheit seiner Gattin zu leben, wie sie mit ihrem ganzen Herzen für ihn lebt? — Unsre Cultur spottet des Wilden, der seine Frau wie ein zahmes Hausthier erkauft und behandelt; aber wahrlich unsre Männer sind nur cultivirt, um uns mit desto sinnreicherer Grausamkeit zu mißhandeln. Im Leben des Mannes ist die Ehe nur die Ueberschrift eines Capitels; bei

uns

uns Frauen der fortlaufende Inhalt des ganzen Buches. Des Mannes Glück ist auf eine Ambe, eine Terne, eine Quaterne gesetzt; Frauenglück nur auf einen einfachen Auszug. Der Mann ist noch immer etwas anders als Gatte, er gehört immer in irgend einer Beziehung dem Staate an; aber die Frau ist nichts als Gattin, als sein Eigenthum und er ihr sichtbar gewordenes Schicksal, und je besser sie ist, je wahrhaft weiblicher in ihrem Thun und Wesen, je weniger wird sie noch irgend etwas anders sein wollen und sein können. Warum sind denn die Männer so selten gerecht und großmüthig gegen uns? — Warum diese grausame, übermüthige, herrische Nichtachtung unsers Werthes und unsrer Herzen? Gott allein weiß um die vielen blutigen Thränen, die so viel edle weibliche Wesen, nur von ihm gesehen, weinen, da unsre Pflicht uns befiehlt, vor der Welt glücklich und zufrieden zu scheinen, wenn auch Gram und stummer Jammer unser Herz brechen.

Trotz des trüben Einflusses, den Boysens Sinn und Wesen auf Cäcilie äußerte, war doch ihre Ehe nicht unglücklich zu nennen. Die Gewohnheit des Zusammenlebens und die Gemeinschaft des Interesses in der Ehe vermag über das menschliche Herz so viel, daß

sich

sich in ihr, auch ohne alle sympathetische Verwandtschaft, ohne alle innere und tiefere Einswerdung zweier Herzen und zweier Leben, doch zwischen zwei nur nicht moralisch schlechten Menschen häufig eine Zuneigung entwickelt, die das Leben in allen seinen äußern Erscheinungen eben so fest gebunden hält, als sei sie durch das Mark des wahren Daseins genährt. Dies war auch bei Cäcilien der Fall. Sie empfand wahre Anhänglichkeit und treues Wohlwollen für ihren Gatten; allein wenn diese sie auch allmählig im Lauf der Zeit mit den Entbehrungen ihres Lebens zu versöhnen vermocht hätten, so konnte sie doch nie dadurch vor jenem feinern Selbstmord ihrer Verdienste und Kräfte geschützt werden, der das unausweichliche Schicksal jeder nicht glücklich verheiratheten Frau ist. Wie vielen Beispielen solcher geheimen, stillen und langsamen geistigen Selbstverzehrungen begegnen wir nicht im Leben!

O what a noble mind is here o'erthrown!
the courtier's soldier's eye, tongue, sword,
th' expectancy and rose of the fair state,
the glass of fashion, and the mould of form,
th' observ'd of all observers, quite, quite down. —

Now

Now see that noble and most sovereign reason,
Like sweet bells jangled out of tune, and harst,
that unmatch'd form and stature of blown youth,
Blasted with extasie. —

Nach Verlauf eines Jahres ward Boysen krank, und trotz Cäciliens treuer und sorgsamer Pflege ward sein Uebel tödtlich. Er starb wie er gelebt hatte, d. h. mit ruhiger Gleichmüthigkeit, ohne daß er das Bedürfniß empfunden hätte, sich durch die Erhebung religiöser Ideen gegen die Schrecknisse des Todes zu waffnen. Sein letztes Wort war noch Dank an Cäcilien, der er das Zeugniß gab, sie sei eine Frau ganz nach seinem Herzen und nach seinem Willen gewesen, und er habe sich in ihrem Besitze so glücklich gefühlt, als es nur hienieden dem Menschen irgend vergönnt sei. An seinem Grabe flossen Cäciliens Thränen still und wehmüthig, und wenn sie sich gleich früher ihre Ergebung in seinen Willen, und ihr Einfügen in den Bau seiner Lebensweise, nie für ein Opfer, nie für ein Verdienst angerechnet hatte, und es auch noch nur als eine Pflichtverbindlichkeit ansah, deren Nichterfüllung sie vor Gott, vor dem

Ver-

Verstorbenen und vor ihrem eigenen Herzen strafbar gemacht hätte, so ward ihr doch in dieser dankbaren Anerkennung des Sterbenden fromme Versöhnung mit ihrem Schicksale. Sie war jetzt frei und unabhängig; allein es war für sie nicht leicht sich der wiedererhaltenen Freiheit bewußt zu werden. Wenn man eine geraume Zeit, eng und zwängend eingepreßt, mühsam geathmet hat, so erhält man, auch nach gelöseten Banden, nur allmählig das Vermögen zurück, sich frei regen zu können. Auch knüpfte keine Hoffnung und kein Wunsch sie an die Zukunft; sie war eines selbstständigen Daseins so ungewohnt geworden, daß sie selbst in ihrer häuslichen Lebensweise nicht darauf verfiel, manches jetzt ihrer Neigung gemäßer einzurichten, und in allen äußern Verhältnissen den Gewohnheiten ihres bisherigen Lebens treu blieb. Boysen hatte eine Schwester, die in Hamburg verheirathet war, in den ersten Monaten seiner Verbindung mit Cäcilien ihn besucht und einige Wochen in seinem Hause verlebt und die neue Schwester sehr lieb gewonnen hatte. Oft und viel hatte sie den Bruder um Erwiederung dieses Besuchs gebeten; auch war diese mehreremale verheißen, allein durch Zufälligkeiten immer verhindert worden; jetzt aber, nach bald

zurückgelegtem Trauerjahr konnte Cäcilie diesen, mit der freundschaftlichsten Herzlichkeit wiederholten Einladungen nicht widerstehen. Von der Jahreszeit begünstigt trat sie die Reise an, und der Wechsel der Gegenstände, der Reiz der Neuheit und der angenehme und gebildete Ton, den sie in dem Hause ihres Schwagers und in dem Zirkel seines Umgangs herrschend fand, erweckten sie aus ihrer bisherigen Einschläferung, und sie erblühete von Neuem recht anmuthig zu stiller Heiterkeit und geistvoller Mittheilung.

Die Verbindungen des Hauses, in dem sie lebte, führte viele Fremde in dasselbe und vorzüglich viele Engländer. Wie ward dadurch Scotts Bild in Cäciliens Herzen wieder lebendig! Sie hatte ihn nie vergessen — aber zwei Jahre waren verstrichen, in deren Verlauf sie nichts von ihm erfahren und sich auch keine Nachfrage nach ihm erlaubt hatte. Jetzt aber, in der Gesellschaft seiner Landsleute gewann das Andenken an ihn eine Gewalt über sie, welche die Schüchternheit ihres Gefühls besiegte, und sie erlaubte es sich, nach ihm sich zu erkundigen. Allein die mehrsten seiner Landsleute, die sie sah, waren Kaufleute; es gab mehrere Officiere seines Namens in der brittischen Armee, und da sie nicht

wuß-

wußte, in welches Regiment er bei seiner Ankunft in Spanien eingetreten war, so vermochte sie auch nicht, ihn näher zu bezeichnen. Sie hatte sich ihn früher oft als todt gedacht, und diese Ahnung seines Schicksals erwachte jetzt in ihr so mächtig, daß die Lebendigkeit derselben ihr für eine Bürgschaft der Wahrheit galt. Mit der innigsten Wehmuth gedachte sie seiner als des einzigen Mannes, den sie geliebt hatte, und von dem auch sie sich am mehrsten und innigsten geliebt gefühlt hatte. In stiller, einsamer Mitternacht flossen seinem Schicksal und seinem Verlust oft ihre Thränen, und ihr Blick und ihr Geist erhoben sich dann liebend zu jenen Welten, wo die Sehnsucht des armen Menschenherzens das Glück zu finden hofft, das ihm die Erde und das Leben versagen.

Eines Mittags sandte der Herr vom Hause, kurz vor Tische, seinen Diener hinauf, die Frau zu benachrichtigen, daß er einige Gäste mitbringen werde. Wer schildert aber Cäciliens Ueberraschung, als sie bei seinem Eintritt, in seinen Begleitern Scott und neben diesem den Officier erblickte, der ihr einst die Nachricht seines Lebens brachte, und den jener Augenblick zum Vertrauten ihres Herzens und ihrer Schwäche gemacht hatte! Es bedurfte für sie nur eines

Blik-

Blickes, um Scott, trotz der veränderten Uniform die er trug, trotz des dunkler gefärbten Colorits seiner edlen Züge und der tiefen Narbe, die seine Stirne schmückte, wieder zu erkennen. Sie war aufgestanden, um die eintretenden Gäste zu begrüßen; aber sie war so überrascht, daß sie zitternd sich an das Fenster, vor dem sie stand, lehnen mußte, um nicht umzusinken. In diesem Augenblick wandte sich Scott von der Wirthin, die er begrüßt hatte, zu der fremden Dame — sein Blick auf sie war ein Blitz des freudigsten Erkennens. Erröthend und mit einem Himmel der Liebe und der Treue in seinen Augen wollte er auf sie zueilen, als der Wirth des Hauses sie ihm mit den Worten vorstellte: meine Schwägerin, die Kanzleiräthin Boysen. Scott erbleichte vor diesen Worten noch schneller, als er erröthet war, und unsicher, in wie fern er, ohne sie in Verlegenheit zu setzen, ihres früheren Verhältnisses in diesem Augenblick und in der Gegenwart ihres Gatten, den er auch anwesend glaubte, erwähnen dürfe, begrüßte er sie ehrerbietig, aber stumm. Cäcilie wollte ihn willkommen heißen, wollte ihm sagen, wie sie sich seines Wiedersehens freue, aber als sie die Hand hob, sie ihm zu reichen, fiel ihr Blick

auf den Officier, der ihn begleitete und der in diesem Augenblick auch sie erkennend, und ihre Bewegung bemerkend, lächelnd und bedeutend auf sie und Scott blickte. Sie ward glühend roth, und zog die dargebotene Hand so rasch zurück, daß Scott in dieser Bewegung nur eine Wirkung ihrer Furcht, von dem Gatten mißverstanden zu werden, erblickte, und scheu und verdüstert sich abwandte. Sein Begleiter dagegen scheuete es nicht, Cäcilien auf eine ehrerbietige Art daran zu erinnern, daß ihm, wenn er nicht irre, das Glück werde, eine interessante Bekanntschaft zu erneuern; aber er ehrte Cäciliens Erröthen und die Bitte, die ihr Blick aussprach, und vermied jede genauere Erwähnung ihres ehemaligen Zusammentreffens. Indessen war der Eindruck den Cäcilie und Scott gegenseitig empfanden, als sie sich erblickten, zu sichtlich gewesen, um nicht in allen Anwesenden die Ahnung einer innigern Beziehung zwischen ihnen zu erwecken, und zu tief, als daß sie beide schnell gesammlet und in ruhiger Fassung zu erscheinen vermochten. Man ging zu Tische; Scott bot Cäcilien seinen Arm und erst jetzt bemerkte sie, daß er den linken unbeweglich und gelähmt trug. Ihr Auge füllte sich mit Thränen; er sah es und ihre Hand an sein

Herz

Herz drückend, fragte er leise, ob sie dem treuen Freunde einige Theilnahme an seinem Schicksal bewahrt habe? Gewiß, sagte sie innig, und hob ihr Auge zu ihm auf. Dieser eine Blick verständigte ihre Herzen und der schmerzlichen Ungewißheit des ersten Augenblicks folgte jetzt in Cäciliens Seele das himmlische Gefühl eines ganz ungetrübten Glückes. Sie war zu sanft, zu innig bewegt um froh sein zu können; aber eine selige Heiterkeit strahlte aus ihren Blicken Friede und Freude in jedes Herz.

Noch lebhafter vielleicht empfand Scott das Glück, sie wiederzusehen; aber ihm fehlte zum ungetrübten Genuß desselben die Ahnung, daß sie sein sei, und frei, dies vor Gott und Menschen, wie in ihrem innersten Herzen, zu werden. Er ward aber bald inne, daß ihr Gatte nicht anwesend sei, und diese Gewißheit reichte hin, ihn den Zauber der Nähe der Geliebten immer inniger und freudiger empfinden zu lassen. Und als er nun noch am Abend dieses Tages im Gespräch mit ihrem Schwager er-

fuhr, sie sei Wittwe und frei; da verklärten sich ihm die Erde und das Leben, und sein reines, treues Herz öffnete sich der seligsten aller Hoffnungen. Er schied von ihr ohne Worte für seine Hoffnung, aber mit einem Blicke, der, wie eine ihre ganze Zukunft umfassende Frage, von ihr in seiner Bedeutung unaussprechlicher Liebe gefaßt wurde; und als er von ihr scheidend, mit dem Freunde, von dem er, seit beinahe zwei Jahren entfernt gelebt, und ihn nun am Morgen dieses Tages wieder gefunden hatte, unter den Sternenhimmel heraustrat, und von ihm erfuhr, wie sie einst seinen Tod beweint habe, und wie von der Nachricht seines Lebens dies reine, feste, von ihm nur errathene, nie enthüllte Herz aufgelöset worden sei in Thränen und einem für die Erdenbrust zu großen Entzücken, da fühlte er, er sei geliebt und Gott habe ihm die Macht verliehen, die Geliebte zu beglücken, wie er durch sie beglückt werden würde.

Wenig Wochen darauf führte der Oberst Scott seine Cäcilie zum Altar, wo der Segen des Predigers zwei unauflöslich in einander geschlagene Hände, zwei durch Liebe eins gewordene Herzen und Leben für Welt und Ewigkeit einsegnete. Der Verlust des linken Armes hatte Scott gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, und Cäcilie folgte ihm auf seine Güter in Argyle. Nur im Heiligthum der Liebe und des Herzens läßt sich das herrliche Dasein begreifen, welches diese beiden, edel gebornen und edel gebildeten Menschen, auf ewig mit einander verbunden, sich erschufen, und wie sie, in der süßesten Harmonie mit allem Edlen und Schönen, das ihr reiner Sinn inniger denn je umfaßte, die Herrlichkeit der Natur, die Seligkeit der Liebe, den Frieden der Tugend im klarsten Verständniß des Lebens empfanden und genossen. Frei von aller Leidenschaft und unentweiht durch ihre vergänglichen Täuschungen, war die Liebe, die sie verband, eine reine, erquickende Flamme, und wird daher unerloschen

flam-

flammen, bis sie einst die Treuverbundenen siegend in das Land einer noch reineren Vereinigung, einer noch schöneren Liebe emporhebt.

Die Brüder.

Erzählung von Kähler.

Auf dem Mittelpunkt des Jura, wo Frankreich und die Schweiz sich scheiden, liegt ein Dörfchen, im Kessel eines engen Thals, nur von sieben Hütten. Da wohnte seit uralten Zeiten ein Hirtenvölkchen, nüchtern, fröhlich, vertraulich in seinen Sitten. Selten stieg einer über die Berge ins benachbarte Waadtland nach Frankreich hinein; denn was sie bedurften, gab das Thal, und ihr treuherziger Sinn wurde verletzt durch das unruhige, unbescheidene, oft spöttische Wesen der Nachbarn. Einen Herrn hatten sie nicht, denn schon vor alter Zeit stritten die Waadt und Frankreich um das Herrenrecht; es war unentschieden geblieben, weil gütlich keiner nachgeben wollte, und das arme kleine Völkchen des Ernstes nicht werth schien.

Dort lebten zwei Brüder, Klaude, und Felix Lammont. Frühzeitig war der Vater, unlängst die Mutter gestorben; beide waren in herzlicher und unzertrennlicher Freundschaft auf-

aufgewachsen. Felix, stark an Leib, und groß an Geist, besorgte das Ackerland, welches sich im schmalen Thal an einigen Berglehnen hinaufzog; Klaude hütete die Heerde. Im Winter schnitzte Felix künstliche Sachen von Holz, welche jährlich ein Reffträger aus der Schweiz für eine Kleinigkeit holte; Klaude aber hatte die Gabe des Gesanges und der Musik empfangen, und strich in der umliegenden Gegend umher, um dort mit dem, was er im Sommer ausgedacht und geübt, die Leute zu vergnügen, und einige Sous zu erwerben.

Dem leichten Musengünstling gefiel der bunte Wechsel. Im Frühjahr, wenn die Matten sich mit Grün überzogen, und die Alpenglocken ertönten, zog er fröhlich mit Horn und Guitarre nach den Bergen, um nicht eher ins Thal zurück zu kehren, bis der Schnee ihn verdrängte. Da lag er unter Blumen in Schatten des Gebüsches, während seine Rinder gefahrlos auf den Anhöhen herumkletterten, unter sich die bewohnte Welt, über sich den unermeßlichen dunkelblauen Himmel, bei Nacht die freundlichen Sterne. Bald rief er auf dem Horn des Kuhreihns lockende Töne ins Thal, oder beantwortend andern Hirten auf fernen Bergesspitzen zu; bald ergriff's ihn innerlich, und hob ihn,

als sollt' er der blauen Höhe zufliegen, und er sang die Schönheit der Blumen der Gebirge, des Himmels und der Hirtinnen, und griff mit künstlicher Hand auf der Guitarre liebliche Weisen dazu. Da lauschten ihm in der Ferne die Hirten und Hirtinnen; aber ihm selbst nahten sie nicht, denn wenn sie scherzten und lachten, blieb er stumm und ernst, und achtete ihrer wenig, und blickte mit erglänzenden Augen in die Weite. Darum nannten sie ihn den Himmelsschäfer; doch so laut sie im Kreise bei Spiel und Tanz des blöden, kalten Jünglings spotteten so führte doch so manche Jungfrau, wie von ohngefähr, ihre Heerde in seine Nähe, um ihn zu sehn und zu hören.

Doch wenn der drängende Winter allmählig die Heerden immer tiefer ins Thal, und endlich in den Stall trieb, und die Bewohner des Dörfchens sich zum häuslichen Heerde versammelten, um in künstlichem Schnitzwerk den trägen Flug winterlicher Zeit zu beschleunigen, und einige Franken oder Nothpfennige zu verdienen, da nahm Klaude seine Guitarre, und seine Schallmei, und eilte auf flüchtigen Sohlen über das Gebirge in die breiten und reichen Thäler Hochburgunds. Der süße Traum schöner Tage schien dann für immer vertilgt aus

seiner Seele. Jene sinnende Begeisterung, welche sein starres und doch sanftes Auge gen Himmel hob, wich dem fröhlich schalkhaften Blick eines Französischen Burschen, der nur für Liebe, Wein und Tanz lebt, und das Vergnügen gleich Schmetterlinge jagt. Wo eine ausgelassene Jugend sich durch schmetterndes Gelächter verrieth, dahin eilte Klaude, und sang zu hüpfenden Weisen die Lieder muthwilliger Liebe, oder lockte mit der Schallmei zum flüchtigen Tanz. Fleißig that er dem oft dargebrachten Becher Bescheid; und wenn Mitternacht kam, warf er oft Guitarre und Schallmei mit Geschäftigkeit in den Winkel, um sich gleich dem ganzen tollen Völkchen trällernd mit einer bräunlichen Jungfrau im Kreise zu drehn. So entflog ihm der Winter. Aber noch eh die ergrünenden Matten dessen Abschied verkündeten, eh noch die erhebende Sonne den Schnee von den Berglehnen zehrte, viel eher empfand Klaude die Nähe des Lenzes. Schwermüthig wurde sein Blick, langsam sehnsüchtig klagend sein Spiel und Gesang, der Becher mundete ihm nicht mehr, Scherz und Gelächter erweckten sein schlummerndes Ohr nicht. Ein Fenster sucht' er, wo er die blauen Gebirgesgipfel seiner Heimath sah; darauf heftete er sein Auge un-

unverwandt, während die Finger mechanisch in die Saiten griffen. Und plötzlich, als hätte ein Geist ihn auf Flügeln hinweggeführt, war er fort, und vergebens suchte die tummelsüchtige Jugend in der ganzen Nachbarschaft nach dem geliebten Spielmann.

Eines Jahres war der Frühling nah; und wie eine Schwalbe zum Flug, bereitete sich Klaude zur fröhlichen Heimkehr. Da erscholl Waffenruf durch ganz Hochburgund; Freiheit, Freiheit, Kampf für die Freiheit, Sohn des Vaterlandes, riefen die Männer den Jünglingen, die Jünglinge den Knaben zu. Mannigfaltig bewehrt flog die erhitzte Jugend in die Reihen schnellgebildeter Kohorten, begieriger sich zum Kampfe zu üben, als sonst zum Tanz; und die Jungfrauen sammelten sich, die jungen Helden zu mustern, und sich ihres Anblicks wehmüthig zu erfreun. Aber Klaude stand scheu von fern; nie hatte der friedliche Sohn des Thales von Waffenkampf gehört; Natur und Liebe, und Freude hatten seinen sanften Sinn erzogen. Wunderbar schien ihm die neue Raserei seiner vormaligen muntern Gesellen; und, schon der Heimat zufliehend, fesselte ihn die Neugier noch einige Tage, um das Ende des neuen Beginnens zu sehn.

Einst bei der Musterung nun, als er, an einen Baum gelehnt, die Guitarre wie zum Spiel gerichtet im Arme, zusah, erschaute ihn der Befehlshaber der neuen Kriegsschaar. Ein Schlächter war es aus Lons le Saunier; brennend vor Begierde, das oft geführte Messer mit geübter Hand in Tyrannenherzen zu stoßen. Einen gemästeten Gaul ritt er, stöhnend im erderschütternden Galopp; an der Seite erklirrte drohend das in eisernen Ketten hängende Schlachtschwert; in ungeheuern Sprüngen folgte ihm die größte Dogge, die je ein Schlächter in Lons le Saunier geführt hatte. So stürmte der Gewaltige auf Klaude zu, und fragt' ihn donnernd, wer er sey. Der Jüngling antwortete bebend; ein Spielmann aus Point le Jougars. „Was, ein Nichtswürdiger? rief der Krigesführer — der den hohen Muth der Freiheit in diesen Helden erschlafft! Und du schämst dich nicht, die Guitarre zu spielen, während sie sich zum Kampfe üben? Bürger Kameraden, ergreift ihn, und stürzt ihn in den Ain, wenn er sich nicht entschließen will, in die Batäillone der Kinder des Vaterlandes zu treten.

Die Bursche sprangen herbei, und faßten Klaude, deßen Arm die Guitarre entsank.

„Barm-

„Barmherzigkeit, Freunde, rief er mit klagender Stimme, bei den Freuden der Jugend tödtet mich nicht!“ — Sey kein Narr, sagten die Jünglinge lachend, wir tödten nur Aristokraten. Komm, gürte, und waffne dich, und sey ein Mann wie wir! Der eine heftete ihm eine Kokrade an den Hut; andere brachten Büchse und Säbel herbei, und noch zitternd vor Furcht stand der arme Klaude in einen Helden umgewandelt da. Wehmüthig blickt' er nach seinem Saitenspiel; einige Jungfrauen hatten es in Sicherheit gebracht. „Nun Bürger Kamerad! rief ihn des Schlächters Donnerstimme an, als er an den Reihen vorübersprengend ihn ansah; jetzt siehst du aus, wie ein Mann von Ehre. Nur vierzehn Tage Uebung, und du ziehst mit nach Straßburg, um gegen die Tyrannenknechte, die Deutschen Hunde, zu kämpfen.

Drob entsetzte sich der Jüngling nur noch mehr, und in seinem Herzen, wo bisher immer lichte Freude gewohnt, lastete Gram, wie schwarze Wetterwolken. Vergebens schmetterten um ihn Kriegsgesänge, vergebens wanderte der tröstende Becher im Kreise kriegslustiger Gesellen; die Töne klangen nicht an sein Herz, der Wein beschwerte seinen Kopf statt ihn zu erfreuen. Tag auf Tag schlich matt und ängst-

lich, und doch zu schnell vorüber; denn schon war der Abzug bestimmt, und niemals, niemals sollte der arme Klaude die herzigen Bewohner seiner Heimat, die sonnigen Höhen seines Thales wieder sehen!

Da rief, als er Tages vor dem Abmarsch tiefbetrübt vor seiner Wohnung saß, eine lang nicht gehörte wohlbekannte Stimme seinen Namen. Zu mächtig ergriffen von Wonne, um sich klar zu denken, wer es sey, aber innerlich gewiß, es sey ein Freund, ein Retter, wandt' er sich um; da stand ihm zur Seite Felix, sein Bruder Felix, und er hielt ihn in seinen Armen, und weinte laut an seiner Wange, eh er noch den theuern Namen über die Lippen hatte bringen können.

Felix hatte dem geliebten Bruder vergebens zu der Zeit entgegen gesehen, wo er jährlich wieder kam, um die harrenden Rinder auf die wieder grünen Gipfel zu führen. Besorgt für den Jüngling, der, unbekannt mit Gefahr und zutraulich gegen jeden, sich selbst zu schützen unfähig war, eilte er über das Gebirge ihn zu suchen. Bald fand er seine Spur; die Jungfrauen, welche sein süßer Gesang ergötzt, kannten alle und beklagten das herbe Schicksal des

sanf-

sanften Spielmannes. Sie gaben em Bruder die gerettete Guitarre, und wiesen ihn hin.

Klaude, als er sich satt an dem Bruder geherzt, ersah die lang entbehrte Guitarre in dessen Hand. Heftig entriß er sie ihm, und freudig zitternd irrten seine Finger in den verstimmten Saiten. Aber plötzlich stürzte ein Thränenstrom aus seinen Augen, er legte die Guitarre auf den Boden, und lehnte sich klagend an die Brust seines Bruders! „Ach Felix, rief er, wer ist unglücklicher als ich! Nie werden die Hirtinnen mehr meinen Liedern zuhören, nie meine bewegte Seele in den blauen Lüften, auf heitern Sonnenstrahlen schwärmen, während meine Hand die Töne der Liebe und der Freude aus den Saiten lockt! Nie wird von ferner Alpe das Horn der Freude mir antworten, nie das melodische Geläut meiner Rinder im Dunkel des Abends um mich summen! Wie die Gemse auf wilder Jagd erzitternd vor Furcht dem Jäger, so werde ich entrüsteten Feinden begegnen, und in der Blüte meiner Jugend sinken, weil ich nicht den Muth hatte, andre zu tödten! — —

O klage nicht so, bat Felix innigst, du zerreissest mir das Herz. Ich will hingehen, ich will dich lösen von der Kriegspflicht. Point le

Jougars gehört nicht zu Frankreich; wir haben nie Steuern gezahlt, nie hat ein Hirte unsers Thals die Waffen getragen! Du wirst frey seyn, Klaude, und morgen in die Heimat zurückkehren! —

Glaubst du? rief Klaude entzückt — morgen schon! — Doch es ist unmöglich! geh nicht theuerer Felix, geh nicht; der wilde Lieutenant wird dich auch greifen lassen, wie mich — o geh nicht, und laß mich hinziehen und sterben; und wenn ich todt bin, dann nenne manchmal freundlich meinen Namen. Denn um deine Hütte und im Thale meiner Geburt wird mein Geist schweben in leisen und lauten Lüftchen um die Blätter der Bäume spielend; sanfter werden die Glocken erklingen; o merke darauf, Felix, und denke dann, daß mein Blut geflossen ist, und daß ich niemand auf Erden je geliebt wie dich! denn nie hat mein Herz geschlagen für eine Jungfrau, aber dein eigen war es, seit der Name Felix über meine Lippen kam! —

Laß mich gehn, Bruder — sagte Felix, und liebkoste ihn mit Thränen — ich fürchte mich nicht; harte Worte, ja selbst die Faust eines Unbesonnenen erschüttert nicht meinen Muth. Ich werde dich befreien! —

Er ging hin zum Lieutenant, dem Schlächter aus Lons le Saunier . . . Sie haben meinen Bruder zum Kriegsdienst gegriffen; sagte er zu ihm, fest, doch bescheiden. Er hat nicht die Ehre ein Sohn Frankreichs zu seyn. Point le Jougars hat nie an Frankreich Steuern gezahlt, oder Soldaten gegeben. Ich bitte um seine Befreiung, und erwarte sie von Ihrer Gerechtigkeit.

Der Lieutenant staunte. Es war ihm nicht beigefallen, nach des Jünglings Vaterland zu fragen. Freundliche Nachbarschaft mit der Schweiz war altes, zum Charakter gewordnes Gesetz der Französischen Gränzbewohner. Er war geneigt ihn los zu lassen. Da trat aus den umstehenden Nationalgarden einer vor. Bürger-Lieutenant, sagte er, dieser Mensch spricht nicht die Wahrheit. Frankreich hat stets die Herrlichkeit von Point le Jougars behauptet, wenn auch die Waadt dagegen stritt; man hat von den Bewohnern nichts gefodert, weil sie arm und an Zahl gering sind. Es ist nöthig, daß die große Nation auch die Rechte ihrer Gränzen bewahre; der Soldat aus Point le Jougars darf um so weniger losgelassen werden da man es unter dem Vorwand zu erlangen

 sucht,

sucht, sein Geburtsort sey kein Theil von Frankreich."

Dies machte den Lieutenant unbeweglich. Vergebens stellte Felix vor, sein Bruder sey zu weich, um das Schwert selbst gegen die Feinde der Freiheit mit einigem Eifer zu führen. „Er hat nie Streit gehabt, sagte er; in dem ersten Blutkampf wird er vor Schmerz und Furcht erstarren statt zu fechten." Der Schlächter lachte mit freundlichem Grimm über den Gedanken, daß eine solche Blutscheu in einem Menschen wohnen könnte. „Nun, rief Felix endlich, wenn meine Bitten Sie nicht rühren, so nehmen Sie mich statt seiner. Ich habe Kraft und kenne keine Furcht; er mag die väterliche Hütte und Wirthschaft statt meiner versorgen. Nur bitte ich, daß ihm seine Freiheit unbedingt angekündigt werde; denn sein treues Herz würde den Gedanken nicht ertragen, mich statt seiner Gefahren Preis gegeben zu sehn, deren Größe er nach seiner Empfindung mißt; und seine Liebe würde mir das einzige Mittel zu seiner Rettung rauben!"

Mit Vergnügen nahm der Lieutenant sein Erbieten an. Felix schrieb noch einige Zeilen, und ging dann in Begleitung einiger Nationalgarden zu seinem lange ängstlich harrenden Bru-

der.

der. „Klaude, sagte er, du bist frei. Aber es hat Mühe gekostet. Eile heim, denn ich habe einen Gang nach Klairveaux, und kann erst morgen Abend wieder kommen; versorge das Haus. Und meiner Nanon gieb diesen Brief, sie war besorgt um dich und mich.“ . .

Klaude blickte ihn zweifelnd an; die Begleiter bestätigten seines Bruders Rede. Jauchzend warf er schon sein Gewehr weg, und umarmte küssend seine Guitarre; da flog durch seine entzückte Seele eine finstre Ahnung von Felix Entschluß. „Felix, rief er, du betrügst mich! Bist du frei wie ich? — „Frei wie du, erwiederte mit verstellter Heiterkeit der Bruder, indem er seinen Begleitern einen Wink gab; zweifle nicht daran, und um dich recht zu überzeugen, will ich dich bis dort, wo der Bergsteig anhebt, begleiten.“ . . Ist es wahr, ist es möglich? — o Bruder, Bruder, wie will ich jauchzen, wie will ich singen, wenn du und Nanon Hochzeit machen — o komm, komm, hier brennt der Boden, ich werde über die Berge fliegen!“

Er faßte den Bruder, und zog ihn fort. Seine Begleiter ließen ihn gehn; sie trauten dem offnen Gesicht und dem festen Wort des Mannes. Bis auf des Berges Hälfte geleitete Felix den Bruder; dann schloß er ihn zum Abschied

schied freundlich in seine Arme; Klaude schritt muthig und singend die Höhe hinan, er selbst ging gebückt, oft seufzend, und in sich gekehrt, langsam den Pfad hinab, dorthin, von wo er morgen mit Tagesanbruch in die Ferne zum Blutkampf ziehen sollte.

2.

Klaude kam Tages darauf gegen Mittag an. Er beschickte die brüderliche Wirthschaft, welche Felix während seiner Abwesenheit einem alten Hirten vertraut hatte, und ging dann mit dem Briefe zu Nanon, der schönen Nanon, die in wenig Wochen seine Schwägerin werden sollte. Sie jauchzte laut auf, als er vor sie trat, und fiel ihm herzend um den Hals; denn der sanfte Bruder war ihr werth und oft hatte sie an Felix Seite das Flüstern der Liebe überhört, um den lieblichen Weisen zu folgen, in welche sich im Halblicht des Abends seine aufgeregte Seele ergoß. Aber wo ist Felix? fragte sie. Klaude gab ihr den Brief. „Sorge nicht, liebe Nanon, schrieb Felix, wenn ich morgen Abend nicht wieder kommen, und vielleicht in einem Monat nicht. Ich habe eine weite Reise vor, und will den Tag der Rückkehr nicht bestimmen;

es kann einem so vielerlei zustoßen, und du würdest dich nur vergeblich grämen, wenn du mich erwartetest, und ich bliebe aus. Nah und fern früh und spät, bin ich dein eigen." —

Was ist das? rief sie, und reichte Klaude den Brief. Er las, erstarrte. Lang hing sein, von Thränen aufquellendes Auge, unverwandt an dem Mädchen, die bleiche Lippe zitterte lautlos. Endlich sank er lautweinend ihr in die Arme. „O das edelmüthige Herz! rief er schluchzend — o ich Unglücklicher! ach ich ahndete es wohl, aber er betrog mich — Nanon, glaube mir, nimmermehr hätte ich darein gewilligt. . . .

Nanon verlangte Erklärung, und nur zu tief schnitt, was sie erfuhr, in ihre Seele. So weinten und klagten Beide trostlos, und doch eins das andere mit zärtlichen Worten tröstend. Klaude ging in seine Hütte, tief in trübes Sinnen verloren, wankend. Aus jedem Winkel riefs ihm: Felix! entgegen, er schauderte wie von Gespenstern umgeben und horchte auf den Athem in seiner Brust. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er seinen Stab, hing die Guitarre über, und wanderte über das Gebirge, den Bruder zu suchen.

Na-

Nanon harrte den ganzen Tag auf seine Rückkehr. Sie hatte ihn so viel wegen Felix zu fragen; der Schmerz hatte ihm nicht erlaubt ihr, mehr als kurze Andeutungen zu geben. Die Sonne schied; Abends kömmt er gewiß, dachte sie; doch allmählig stieg ein Stern nach dem andern am Himmel auf, und Klaude kam nicht. Sie ging in seine Hütte; der alte Hirte war da, und wußte nichts, als daß Klaude fortgegangen sey; den Weg nach Frankreich. Traurig ging sie zurück; setzte sich einsam unter eine breitschattende Linde, und schaute in das immer dichtere Dunkel der Nacht, horchend ob sie nicht Wanderers Fußtritte vernehme. Doch keiner der Wanderer kam, die ihr Herz verlangte. Wochen gingen vorüber, und weder der Geliebte, noch der Bruder kehrten zurück. Wie ein Todtenhaus stand der Brüder Hütte da; ihre Heerde hatte Nanons Vater zu der seinigen genommen; ihre kleine Habe in einer Kammer verwahrt; hohes Gras wuchs auf den Schwellen, Winde rankte sich um die Fenster empor, und die Sträucher ungepflegt, wuchsen wild und buschig durch einander. Verstohlen, denn der Vater schalt, wenn sie weinte, schlich sich Nanon im Dunkel zuweilen in die wüste Wohnung. Unheimlich knarrte die Thür in den

An-

Angeln, ihr hallender Fußtritt tönte wieder im öden Gemach. Da rief sie in Schmerz vergehend, leise, bald Felix, bald Klaude, — denn ihr Herz betrübte sich gleich über Beide — und wenn ein Holzwurm zu nagen begann, oder ein Insekt an die Fenster flog, schrak sie zusammen, als würde einer der Gerufenen erscheinen. Aber plötzlich ergriff sie Angst und sie floh schnell zurück in Vaters Hütte, um in einsamer Kammer sich satt zu weinen.

So ging sie eines Abends; der Mond schien hell, und streute sein falbes Licht in die Aeste der Buchen und Linden des Dorfs; und das Dach der brüderlichen Hütte blickte aus den schimmernden Wipfeln der ringsum grünenden Obstbäume in sanftem Glanz hervor. Von Ferne sah sie es, und in ihrem Herzen regte sich wehmüthiges Vergnügen. „O wie schön, dachte sie, würde es sich dort wohnen!" Sinnend stand sie, und betrachtetete das holde Bild; sie zögerte hinzugehen, um länger in der süßen Täuschung ihrer Träume zu leben. Langsam näherte sie sich endlich, leis' auftretend, als könnte das Geräusch ihrer Fußtritte den Zauber, der sie anlockte, verjagen. Plötzlich steht sie, mit schon vorgesetztem Fuß; ihr Athem stockt; ihre Augen heften sich starr auf Einen

Punkt;

Punkt; ein Mann sitzt auf der Bank, der Hütte gegen über; den Rücken an die Buche lehnend, ernst und schwermüthig gen Himmel schauend. Klaude, schreit sie laut auf, und als sie aus freudig beklommner Brust zum zweitenmale seinen Namen zu rufen vermag, liegt der Bruder schon in ihren Armen, und drückt sie an sein Herz.

Als sie sich nun satt geherzt und geküßt, und in kurzen Worten begrüßt hatten, da setzten sich beide hin unter die Buche, und Nanon nahm des Bruders Hand, und bat ihn zu erzählen. Aber Klaude erseufzte tief. „Ach, Nanon, sagte er, wie hat mich das Leben gedrückt, als ich Schmerz und Gram so lange einsam in meinem Herzen umtrug. Mir war immer, als zögen mir zwei mit gewaltigen Fäusten in der Brust daran hin und her, daß es jedem Augenblick zerreissen müßte; und jetzt erst lassen die Qualen nach, und an deiner Seite athme ich zum erstenmal frei.“ . .

„Ich ging um Felix zu suchen, und ihn zu zwingen, daß er mich dem Schicksal überließe, welches sein Edelmuth, sich selbst für mich opfernd, von mir abwenden wollte. Als ich hinkam, wo ich von ihm geschieden, war er schon fort, nach Lyon, wie mir einige sagten. Einige

nige Tage wanderte ich auf der Straße, und konnte nirgends erfragen, daß Truppen durchgegangen wären. Rechts und links suchte ich in Dörfern und Städten, ohne eine Spur zu finden."

„Da kehrte ich zurück nach Arbois, und fragte abermals, und erfuhr, daß die Nationalgarden nach Straßburg abgegangen wären, wie gleich anfänglich beschlossen war. So böse war Felix in seiner Güte gewesen, daß er Leute angestellt hatte, die, wenn ich käme ihn zu suchen, mich von seiner Spur abwenden sollten. Jetzt verhehlten sie mir die Wahrheit nicht, denn es würde, meinten sie, nun doch nicht mehr möglich seyn, ihn zu finden. Die Deutschen ständen am Rheine, und wer immer die Waffen führen könnte, eilte entgegen, sie abzuhalten" . . .

„Doch ich konnte nicht zurück bleiben, es trieb mich dem Bruder nach; wie hätt' ich dich wieder sehen können, und diese Hütte, ohne in Verzweiflung langsam zu vergehn! Ich wanderte nach Straßburg; Spiel und Gesang gewannen mir die Gunst der Leute, daß sie mir Zehrung gaben. Da trat ich in die große ungeheure Stadt, und fragte vergebens nach den Garden von Arbois. Waffen klirrten überall,

all, gerüstete Schaaren zogen aus und ein; und zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, brauste die ungestüme Menge an mir vorüber, wie wenn der Wintersturm heulend mit den Wipfeln der Tannen kämpft. Mir bebte das Herz vor Furcht und Gram; auf einen Stein an einem großen Hause setzt' ich mich, und weinte. Und weil mir die Seele überging in Kummer und Thränen, war mir's, als legte jemand mir die Guitarre sanft in den Arm, und ich griff in die Saiten, und sang zu trauriger Weise ein klagendes Lied.".

„Da öffnete sich dicht über mir ein Fenster; und eine wunderschöne Frau beugte sich heraus, und blickte mich freundlich an, und als ich verwundert sie ansah, lud sie mich zu ihr hinauf. Sie sah so gut und treu aus, und ich verlangte so sehr nach Freundestrost. Als ich nun in ihr Zimmer trat, wurde mir ganz bange, über allem Glanz und Reichthum, und ich blieb demüthig an der Schwelle stehn." Doch sie kam mir entgegen — o Nanon, sie war so schön und gut wie du — und fragte mich freundlich nach meiner Heimath, und was ich in der Stadt suchte. Da erzählte ich ihr alles, von Felix, von dir, und von mir. Ihre schönen Augen quollen von Thränen, sie legte die Hand

auf

auf meine Schultern, und horchte still auf meine Worte. „Setz dich, sprach sie, als ich alles gesagt hatte, und erquicke dich; ich will mich erkundigen nach deinem Bruder.. Sie ließ mir Wein bringen, und zu essen, und setzte sich zu mir, und fragte viel nach meiner Heimath, und verlangte zu wissen wie du aussähst. Ich sprach zu ihr, wie ich zu dir spreche, ich hielt ihre Hand wie ich Deine halte, und ihre frommen klaren Augen lächelten sanft zu meiner Rede."

„Nach einer Stunde kam ein Diener, den sie ausgesandt, mit einem Zettel. „Geh, sagte sie, nachdem sie den Inhalt gelesen, und führe diesen Menschen dahin, wie hier geschrieben steht. Dort gieb den Zettel dem wachthabenden Offizier; das übrige wird sich finden. Du aber, lieber Freund, wandte sie sich zu mir, vergiß nicht, mich wieder aufzusuchen, und nimm dieß zum Andenken an ein theilnehmendes Herz, welchem du Vergnügen gemacht hast."

„Sie gab mir diese grüne Börse mit Gold; ich weigerte mich bestürzt sie zu nehmen." Nimm, sagte sie, für mich hat das Vergnügen dir zu geben mehr Werth, als zehnmal mehr Gold, und für Nanon ist auch etwas darin. — Sieh dieses goldne Kreuzchen mit Edelsteinen! — Das war es Nanon, und oft hab' ich es

still

still betrachtet, und mich des Augenblickes gefreut, wo ich es in deine Hände liefern könnte."

„Ich ging mit dem Diener; er führte mich durch viele Straßen zu einem großen Gebäude, wo viele Schildwachen standen, und aus allen Fenstern Soldaten sahn. Der Diener suchte einen Offizier, und gab ihm den Zettel. Der Offizier rief einen Soldaten, und sagte ihm: führe diesen Bürger zu Felix Lammont, aus Point le Jougars. Ach Nanon, wie erzitterte ich bey diesem Namen! Es schien mich in die Lüfte zu heben, und meine Augen flogen pfeilschnell von einem zum andern, um in der Menge lustig wirthschaftender Kameraden den Bruder heraus zu finden! Wie konnte ich glauben, daß Felix von seiner Nanon und seiner Hütte getrennt, da dauern könnte, wo Geschwätz und fröhlicher Gesang ihn in schmerzlich süßen Träumen störten! Wie er einst mich fand, fand ich ihn, einsam in entfernter Zelle, in sich gekehrt, für die Aussenwelt todt. Ja, ich sah ihn, Nanon, ich rief seinen Namen, ich stürzte zu ihm hin, ich flog in seine Arme; so hab' ich ihn an meine Brust gedrückt, so an seiner Brust geweint, voll unaussprechlichem Schmerz, voll unaussprechlicher Freude!" — „Ach du, mein Bruder! rief er aus, und umschlang

schlang mich fest, und schwieg, denn wie die meinige, rang seine Seele mit Schmerz und Wonne zugleich. Was macht Nanon? fragte er endlich leise. Da erzählt ich ihm, was ich wußte. Arm in Arm saßen wir, und plauderten, und konnten des Redens nicht satt werden, und dachten endlich nicht mehr daran, daß alles anders war, als es seyn sollte.“ Da wirbelte draussen die Trommel. Ach Gott! rief Felix, und sprang auf, und ergriff das in der Ecke lehnende Gewehr. Was giebts, frug ich. Lebe wohl, sagte er, mühsam sich zwingend, grüße Nanon.

Er wollte fort, auf den Gängen taumelte alles durcheinander. Ich fiel auf meine Knie, ich umfaßte die seinigen, daß er nicht los konnte, ich umklammerte mit der Linken den Schaft seines Gewehres. „Felix, rief ich, ich lasse dich nicht, du sollst nicht für mich bluten, du sollst nicht für mich sterben! Dieses Gewehr ist mein, ich bin berufen es zu tragen. Geh, und lebe mit Nanon, und denke meiner.“ Laß mich, sagt' er sanft kopfschüttelnd, und suchte sich los zu machen. Aber ich wich nicht, und rief immer lauter, und beschwör ihn bei den abgeschiedenen Eltern, er sollte heimkehren, und mich ziehen lassen, wie mir das Loos gefallen war. Da traten vier Mann mit einem Unter-

offi-

offizier herein. „Was giebts? welcher Lärm? — rief der Unteroffizier. — Was zögerst du, Bürger, deiner Pflicht zu gehorchen? Wer ist der Mensch? — „Ich wollte reden, ich wollte bitten, wild gebot er mir Schweigen. „Er ist mein Bruder, sagte Felix, seine Zärtlichkeit verführt ihn zu allzu lebhaften Aeußerungen; verzeih ihm, Bürger Unteroffizier, ich bin bereit zu folgen. „Er riß sich von mir los, küßte mich, und ging. Ich wollte folgen, seine Begleiter stießen mich zurück.“

„Auf den Platz stellten sich die Bataillone in Reihen. Im Gewühl verschwand mir der Bruder, vergebens suchten ihn meine Augen aus der Ferne. Plötzlich erscholl das gebietende Marsch! die Trommeln stürmten durcheinander, Zug auf Zug eilte an mir vorüber. Da flog aus einer Reihe ein winkender Gruß in meine umherirrenden Augen; schnell, wie der Glanz einer vorbeischießenden Taube, verschwand er, indem er kam; ach es war der Letzte; der Bruder war für mich verloren. Traurig wanderte ich dem Zuge nach. Wenigstens pflegen wollt' ich ihn, und im brüderlichen Gespräch ihn erheitern. Ich fand ihn nicht, er war im Vortrab, und bald verkündigte Geschützesdonner des Feindes Nähe. Das Herz im Busen erzitterte

mir

mir bei dem Anblick des entsetzlichen Kampfes, und wie ein schüchternes Wild trieb mich's zur Flucht; doch blieb ich, denn von dem Bruder konnte ich nicht lassen. Die Unsrigen siegten, jauchzend trieben sie die Deutschen vor sich her. Ach, da hab ich gefühlt, Nanon, was Siegesgefühl sey, und wie das Herz in blutigem Nachdurst entbrennt; denn auch ich jauchzte, als ich die fliehn sah, die meinem Felix als Feinde gegenüberstanden, und sehnte mich zum erstenmal in meinem Leben nach einem Schwerdte für die Hand, die bisher sich nur die Saiten zu rühren freute. Ich folgte nach; nicht lange, so kam ein Trupp Gefangener, ich erkannte unter den Begleitern einige meiner Freunde aus der Gegend von Arbois. Was macht mein Bruder? rief ich den einen an! Ach, Nanon!" — —

„Er ist todt? rief Nanon — Klaude, sprich! das edelmüthige Herz! O Klaude, ich bitte dich, ich beschwöre dich, ist er todt?" —

Doch der gebeugte Bruder konnte nur kopfnickend die entsetzliche Antwort geben. — Der Schmerz verschloß ihm den Mund. Er verbarg seine Augen in beiden Händen, und weinte laut; während Nanon an seiner Seite in herzdurchschneidenden Klagen das Loos ihres Geliebten bejammerte. Endlich fand er Kraft zu reden,

sie, ihn anzuhören. Er erzählte, daß nach Aussage der Garden von Arbois, sein Bruder als ein Held gekämpft, und bei dem Erstürmen einer feindlichen Batterie zuerst auf der Brustwehr Platz gefaßt hätte; da habe ihm ein feindlicher Reuter den Kopf gespalten. Er habe seinen Leichnam gesucht, aber nicht gefunden; und sich mehrere Tage in der Umgegend erkundigt, doch ohne Erfolg. Zögernd und traurig wanderte Klaude zurück. Er setzte sich in Straßburg wieder auf den Stein am Hause seiner Wohlthäterin; aber kein Fenster öffnete sich; und niemand im Hause wußte etwas von ihr; denn es war ein Gasthaus, und sie mochte nur einige Tage auf der Durchreise verweilt haben. So nahm er den Weg nach seiner Heimath. „Aber je näher ich kam, Nanon — sprach er — um so schwerer wurde mir um's Herz. Nie, sprach ich zu mir selbst, als ich von der Spitze zuerst dieses geliebte Thal und meine Hütte erblickte, nie werde ich ihn wiedersehen! Nie wird sein freundlicher Gruß, und sein biederer Händedruck mich willkommen heißen; niemand wird, wenn ich die Heerde heimbringe, sie mit Lob und Freude zählen; die Klänge meiner Lieder werden in den stummen Wänden verhallen, und, wenn die süße Lust gebüßt ist, wird kein

Freund

Freund mit traulichem und klugem Gespräch die offne Seele erheitern! O Felix, Felix! er war so gut, so fest, so verständig; mein Bruder, aber in Wahrheit mein Vater! was werde ich seyn ohne dich! —

So klagte Klaude, und Nanon theilte mit ihm die schmerzliche Genugthuung, den Verlornen zärtlich und ehrerbietig zu rühmen. Und als sie sich an dem Trost dieses Andenkens gesättigt, trennten sich beide; aber ihre bewegte Seele fand keine Ruhe auf nächtlichem Lager.

3.

Am folgenden Morgen erzählte Nanon ihrem Vater, was sie von Klaude gehört. Den schmerzte sehr der Verlust des braven und fleißigen Schwiegersohns; doch, wie dem Alter eigen, er hielt sich nicht auf bei unnützen Klagen, sondern fand und äußerte gleich die leichte Auskunft, durch eine Verbindung mit Klaude die gewünschte Verwandtschaft dennoch zu knüpfen. Ohnehin würde, meinte er, die wirthschaftliche Auseinandersetzung jetzt schwer seyn. Nanon hatte daran nicht gedacht, und schwieg; doch Klaude und Felix vermischten sich in ihren Gedanken so wunderbar zu einem Bilde, daß sie nicht mehr vermochte, sich über jenen ohne

trübniß zu freuen, über diesen ohne Trost zu betrüben. Verlegen darüber suchte sie sich Beider zu entschlagen; doch ihr Herz pochte, so wie ihr Vater den Namen Klaude aussprach, und eine unbeschreibliche Verwirrung ergriff sie, als sie den Jüngling hinter den Bäumen vortreten, und auf ihre Hütte loskommen sah. Schnell floh sie aus der Stube, und suchte den einsamsten Winkel auf, sich zu verbergen. Dort weinte sie über Felix, und konnte doch nicht hindern, daß ihre Thränen oft plötzlich bei dem Andenken an Klaude versiegten, und holde Träume mit magischer Gewalt ihre erschütterte Seele an sich zogen.

Auch Klaude erfuhr vom Vater schnell und offen, was er bei dem so traurigen Geschick für das Beste hielte. Auch er erröthete, und schwieg, denn er hatte, so wenig als Nanon, daran gedacht. Doch wo innige Freundschaft einen Jüngling und eine Jungfrau verkettet, da ist die Liebe, gleich einem Schmetterling in der Puppe, darin verborgen; und mit dem Gedanken der Möglichkeit sich zu lieben, entbrennt die Leidenschaft in voller Glut. Klaude fühlte zum erstenmal, um es nie wieder zu vergessen, daß Nanon schön und liebenswürdig sey. Doch eine unnennbare Wehmuth erfüllte ihn, daß der

Tod

Tod seines Bruders ihm eine Braut geben solle. Als daher der Vater wieder anfing, da brach er schnell ab, und meinte, noch sey er nicht gefaßt, an dergleichen zu denken, und wisse überhaupt nicht, ob er bleiben, oder wieder gehen solle.

Er zögerte, in Hoffnung Nanon zu sehen, doch war ihm das Herz entfallen, nach ihr zu fragen. Sie kam nicht. Endlich nahm er Abschied, und ging tiefsinnig zurück. Es war ihm eng' und bange in seiner Hütte. So viel war darin zu ordnen; er begann das Werk; aber im Dienst der Musen, und beim Hute der Heerde hatte er das Talent der Arbeit verloren, und sein beklommenes Herz besas nicht die Stärke, durch den Willen zu ersetzen, was ihm an Geschicklichkeit fehlte. Er sehnte sich nach Vertrauen, nach Liebe, Nanon, und nichts als Nanon war sein Gedanke; sie konnte ihm geben, was er suchte, und doch verbot ihm ein unüberwindliches Gefühl, es bei ihr zu suchen.

Der Sommer ging hin; Klaude und Nanon trauerten still. Sie entfernte sich stets, wenn sie ihn kommen sah; Klaude sah ihr ernsthaft nach, und hieß sie niemals bleiben. Selten und immer seltner kam er in ihres Vaters Hütte. Der Vater spielte nicht mehr auf ihre

Ver-

Verbindung an, wie er anfangs manchmal gethan; er konnte nicht begreifen, wie es zuginge, daß, nach seiner Meinung, die Beiden sich nicht leiden könnten. Er gab seine Gedanken auf; und die Bewohner von Point le Jougars, welche gleiche Gedanken wegen des jungen Paares gehabt hatten, überzeugten sich wie er, es sey alles vorbei.

Schon nahte der Herbst; die Sonne sank immer schneller hinter den Jura; die Blätter wurden bund; die Heerden weideten tiefer am Bergesrücken. Da saß eines Abends Klaude vor seiner Hütte, einsam und sang zur Guitarre, wie er pflegte. Denn das süße Liederspiel war der einzige Trost seines wunden Herzens geblieben. Der Mond brach in vollem Glanze durch den zerrissenen Schleier weisser Wolken; die weithin schweigende Natur schön in seinem Licht vergeistert; gewaltig ergriff Klaude das Gefühl dessen, was er verloren, und er sang zu einfach trauriger Weise das einfach traurige Lied. Da schnitt ein Schmerzenston durch die Lüfte in seine Ohren — er horchte schweigend. — Deutlich vernahm er in der Nähe das Wimmern eines die Seele überwältigenden Jammers — er steht auf, und sucht, und sieht Nanon, die an einem Baum gelehnt,

das

das Gesicht in beiden Händen verborgen, ihn nicht sieht, nicht hört, und sich dem Ausbruch eines Schmerzens überläßt, den sie so lange still im Busen herum getragen. —

Sie war bei einer Freundin gewesen, zu welcher der Weg bei Klaudes Hütte vorbei führte. Eben darum nahm sie gewöhnlich einen Umweg; heute wollte das Schicksal, daß sie eine ihr selbst peinliche Vorsicht im lebhaften Abschiedsgespräch vergaß; sie war noch zwanzig Schritt von Klaudes Hütte entfernt, als sein Spiel und sein Gesang erklang. Sie stand freudig erschrocken still; wie lange hatte sie diesen Wohllaut nicht vernommen, einst den holden Gefährten, und jetzt den Erinnerer schönerer Tage. Sie konnte nicht fliehn; es wurde ihr die Brust immer enger, das Herz klopfte immer gewaltiger, ihre Augen verdunkelten sich von aufquellenden Thränen; langsam wankte sie näher, und barg sich hinter dem breiten Stamm einer uralten Ulme. Da drang, von einem Weheruf der Saiten begleitet, der Name Felix zu der Horchenden, es übermannte sie plötzlich; aufschreiend rief sie aus, wie es in ihrem Herzen nachklang, und weinte, durchdrungen von unaussprechlicher Wehmuth. Der leise melodische Ruf ihres eigenen Namens weckt sie; sie

blickt

blickt auf, der Jüngling, den sie liebte, den sie floh, er steht vor ihr, sein Athem berührt sie, seine bittende Hand spricht zu ihr sich wendend den Wunsch aus, den seine von inniger Zärtlichkeit strahlenden Augen verrathen. Nicht lange sinnt sie; sie liegt in seinen Armen; kaum mehr athmend, halb von Schmerz, halb von Entzücken gelähmt, vermag sie nur mit dem zartesten Accent der Liebe leise den geliebten Namen zu flüstern, den so lange kaum das schüchterne Herz in sich selbst, nie die Lippe auszusprechen wagte!

O meine Nanon, rief der glückliche Klaude, o Gott sey gelobt! nun werde ich wieder leben. Ich werde vertraulich an deiner Seite plaudern; ich werde meine Schmerzen und Freuden in deinen Busen ausschütten; ich werde Lieder für dich erfinden, und sie dir vorsingen; ich werde vom Schnee die Alpenrose pflücken, und dein frohes Lächeln wird mich belohnen! Nanon, wie war es möglich! wie konntest du vor mir fliehn als wie vor einem Mörder?

Ach, Klaude! ich wäre geflohn? war nicht dein Blick so düster, wandtest du nicht die Augen so schnell und zornig von mir ab? O wie manche Nacht hab' ich schlaflos und mit Thränen

nen zugebracht, weil ich nicht lassen konnte dich zu lieben! —

Immer unbegreiflicher fanden Beide, wie sie so lange hätten entfernt bleiben können. Ihre unschuldigen Seelen, von dem Uebermaaß des lang' entbehrten Freundschaftsgenusses bewegt, erinnerten sich in diesem Augenblick jener zarten Gefühle nicht, welche der Grund ihrer Trennung gewesen waren. Hand in Hand gingen sie zu Nanons Hütte; der Vater war zu Hause; es überraschte ihn, beide so vertraut und so innig heiter eintreten zu sehn. Den Grund zu errathen fiel ihm nicht schwer; „nun, das ist recht, Kinder, rief er ihnen entgegen; todt ist todt; dein Bruder, Klaude, war ein braver Mann; daß du seine hinterlaß'ne Braut heirathest, würde er selber loben, wenn die Todten reden könnten. In Gottes Namen, meinen Seegen habt ihr... Mit diesen Worten nahm er beider Hände, und legte sie in einander.

Beide überfiel ein schreckhafter Schauer bei diesen Worten, und als ihre Hände sich in so feierlicher Bedeutung berührten. Was sie über ihrer Freude aus den Augen verloren, regte sich im Hintergrunde ihrer Seelen wieder gewaltig. Der Vater ging hinaus, um die Liebenden nicht zu stören. Sie standen eine zeitlang

schüch-

schüchtern, doch fest sich bei der Hand haltend; Nanon sah tiefsinnig vor sich nieder; Klaude betrachtete sie ernst. Nanon! rief er endlich halb laut — scheu wandte sie die Augen auf ihn, sie fürchtete darin den finstern Ernst der Vergangenheit zu finden. Doch des Jünglings Augen sprachen nur Liebe und die Heiterkeit aus, welche nach kurzer Prüfung sein Herz im Bewußtseyn unschuldiger Sinnesart gefunden. Nanon, sagte er, Gott weiß, ich wollte, Felix lebte, und du würdest sein Weib. Gott hat ihn weggenommen, und ich darf und will dich lieben wie Er! Und so drück' ich dich im Namen Gottes an mein Herz!" —

Ueberseelig sank sie ihm an das redliche Herz. Ihre Zweifel waren gelöset; sie durfte sich jetzt wieder Gefühlen überlassen, die sie so lange gegenseitig erfüllt und beglückt hatten; sie thaten es ohne Leidenschaft; ihre unschuldigen Wünsche waren in der Gemeinschaft befriedigt, die ihnen wieder gegeben war; Klaude lebte für Nanon, Nanon für Klaude; nie gab es in Point le Jougars ein Paar, so vertraut und sittsam, so schön und so liebenswürdig, daß die Jüngern es so ganz ohne Neid, die Aeltern mit billigender Freude betrachteten; und die ganze kleine Gemeinde freute sich diesmal doppelt

pelt des Frühjahrs, wo Klaude und Nanon mit dem auflebenden Thale zugleich im bräutlichen Gewande erscheinen sollten.

4.

Frühjahr kam; immer höher zur schwindenden Schneedecke hinauf trugen die Berge den grünen Mantel; die Bäche floßen lustig in den wieder blühenden Ufern; die Bäume warfen allmählig dichtere Schatten; und die Rinder im Stall brüllten ungedultig nach der Stunde, die sie in genußreiche Freiheit führen sollte. Wie die Alpenrose im Schnee, blühten immer freudiger Nanons Wangen. So zart und leicht schwebte sie auf dem Pfade zu Klaudes Hütte, daß die Jünglinge, an denen sie vorüber eilte, ihr staunend nachsahn, wie der Erscheinung eines Engels. Nicht mehr beredt, wie sonst, waren ihre Lippen; doch süße Worte schienen darauf zu schweben wie Schmetterlinge auf einem Blumenkelch, und der wonnebegeisterte Blick ihrer Augen sprach den Sinn dieser Worte aus. Träumend stand sie oft an Klaudes Seite vor der Hütte, wo sie nun bald mit ihm wohnen sollte; ihre Augen irrten umher, emsig und fröhlich suchend; oft hafteten sie, gleichsam trun-

trunken von Anschauen; und wenn Klaude die holde Braut fragte, was sie so stumm und in sich verloren sinne; da schmiegte sie sich lächelnd mit einem Blick inniger Liebe dichter an ihn, und flüsterte sanft — „wie glücklich wir hier beide seyn werden!“

So stand sie eines Tages mit Klaude in seinem Garten unter einem Apfelbaum, dessen Knospen sich schon zu röthen anfingen; sie lag in seinen Armen, und ihre Lippen hingen an den seinigen. Da rauschte es wie Mannstritt in der Nähe, und wie Degengeklirr; sie blickten auf; ein französischer Offizier stand vor ihnen; der linke Arm hing in einer Binde, und schien verkürzt; das braune Gesicht entstellte eine blutrothe Schmarre. Stumm und ernsthaft, doch freundlich schaute er sie an. Klaude ließ Nanon gehn; es wandelte ihn Entsetzen an, die Uniform, die ihm so viel Leid gebracht, zu sehen; er betrachtete verwundert den Unbekannten. Wer sind Sie, fragte er endlich, nach einigen Sekunden stummer Prüfung. Ein Freund! war die männlich doch sanft tönende Antwort. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und schreiend vor Ueberraschung und Entzücken, und den geliebten Namen rufend, fiel er dem Bruder, der vor ihm stand, an die Brust, und

beide

beide hielten sich schweigend in langer fester Umarmung!

Doch Nanon stand dabei und zitterte. Tief in den Boden, wo sie stand, hätte sie einsinken mögen, daß die versöhnende Erde ihr Herzeleid hebe und ihre Beschämung verbärge. An Felix band sie die verheiß'ne Treue, deren Gewicht sie mit der Gewalt einer herzlichen Frömmigkeit fühlte; von Klaude, das sprach ihr Herz laut, von Klaude konnte sie nicht lassen. Bebend vor Angst sah sie dem Augenblick entgegen, wo die Brüder aus dem halb bewußtlosen Rausch zärtlicher Freude erwachen, und eines so grausam zwischen sie tretenden Verhältnisses gedenken mußten.

Felix ermannte sich zuerst. Zärtlich blickte er die Zagende an, noch in des Bruders Armen liegend. Und du, meine Nanon! rief er, und reichte ihr über Klaudes Schultern die Hand. Sie gab ihm die Ihrige, in Thränen ausbrechend; dieselbe zärtliche Anrede, welche ihrem Schmerz die stumme rührende Sprache gab, erinnerte Klaude an alles, was er über der Freude den Bruder zu umarmen, vergessen hatte. Schnell wandte er sich, erbleichend, und sein Blick voll Schmerz und Sorge traf mit einem gleichen von Nanon zusammen. Beide

ver-

verstummten, und hefteten traurig ihre Augen auf den Boden.

Felix betrachtete sie einige Zeit mit prüfendem Ernst. Kinder, sagte er endlich, wozu solche Bewegungen des Herzens. Wir wollen uns freuen, daß uns das Schicksal noch einmal in dem holden Frieden dieses Thales zusammen führte. Mein Herz lebt wieder auf nach so viel Scenen des Jammers, so viel drohender Gefahr! O kommt beide an meine Brust; noch nie in meinem Leben war mir so feierlich, und doch so wohl! —

Die sanften Worte söhnten das bange Gefühl der Liebenden aus; er war es, der alte, treue, edelherzige Felix! Und so umschlangen ihn beide, und legten zärtlich ihre Wangen an die seinige; und alle drei erneuerten im Herzen für die Ewigkeit den Bund heiliger Liebe, ohne ein betheuerndes Wort zu sprechen oder zu bedürfen.

Kommt, ich will euch sagen, wie mir es ergangen ist, sagte Felix. Sie setzten sich unter einen Baum; er erzählte sein Schicksal: In jenem Treffen, welches Klaude mit angesehn, wurde anfangs das Korps, bei welchem Felix stand, von feindlicher Reuterei überflügelt. Ein gewaltiger Hieb über das Gesicht stürzte

ihn sinnlos zu Boden. Der Angriff ging weiter über ihn weg; er kam wieder zu sich; Nachrückende faßten ihn auf, und ein menschlicher Offizier ließ ihn als Gefangenen vom Schlachtfelde wegbringen. So lag er in einem Dorfe unter andern Blessirten in feindlicher Gewalt; nach mehrern Tagen wurde das Dorf von Franzosen überfallen, die ihn und seine Kameraden befreiten. Nach geheilter Wunde ging er wieder vorwärts, hielt sich wacker, wurde Offizier, verlor den linken Arm, lag lange ohne Hoffnung, und erhielt endlich als Verstümmelter seinen Abschied.

Unfähig ferner für die Freiheit zu streiten, fuhr Felix fort, beschloß ich endlich ihr zu leben. Ich sehnte mich, wieder zu sehn, was meinem Herzen das Theuerste ist; Gott sey Dank, ich habe euch gefunden, und diese Hütte soll wieder wie ehemals der Schauplatz eines ruhigen Glückes für mich werden." —

Zärtlich doch wehmüthig, blickten ihn Nanon und Klaude an. Es rührte sie tief, den ehemals herrlichen Jüngling in solcher Gestalt vor sich zu sehen; sie empfanden beide im Stillen, daß jedes Opfer, welches sie bringen könnten, ihm gebührte. Mit Augen voll Thränen horchten sie seiner Worte; keines sprach

dazwischen, um nicht in erbebender Stimme die innere Bewegung zu verrathen. Als er geendigt, entfernte sich Nanon schnell, und Klaude ging mit dem Bruder in die Hütte.

5.

Darin war alles sinnig und festlich, mit der Erfindungskraft einer glücklichen Liebe geordnet. Bald hatte Nanon, bald Klaude Gelegenheit gefunden, dem Geschmack des geliebten Herzens irgendwo ein zärtliches Denkmal zu stiften; und so sprach das Ganze in zahlreichen, aber einem feinfühlenden Herzen leicht zu fassenden Räthseln sich als die Wohnung eines zärtlichen Paares aus. Felix stand und betrachtete mit angenehmer Verwunderung; die ländliche Nettigkeit, die auch er geliebt, hatte, ich weiß selbst nicht, welchen Glanz gewonnen, den eine feine Einbildungskraft auch über das Unscheinbarste auszugießen vermag. Der Umgang mit der höhern Welt hatte sein Urtheil geschärft; es fiel ihm nicht schwer, den Grund der ihn überraschenden Erscheinung zu errathen.

Lächelnd wandte er sich zu seinen Bruder, der augenscheinlich mit sich selber kämpfte; denn er war entschlossen Felix alles zu sagen,

und doch konnte er das Wort nicht finden, es zu thun. Endlich hob er die Augen zu ihm auf; der freundliche Blick des Bruders ermuthigte ihn. Eben wollte er sagen, Felix, Nanon ist dein; und ich trete dir sie gern wieder ab. — Da erschreckte ihn das Wort des Bruders — „es sieht so bräutlich hier aus, Klaude; wen hast du dir denn erkohren? werden sich auch die Schwägerinnen vertragen?“ —

Das fiel ihm auf's Herz daß der Bruder gar nichts ahnete; seine Schuld dünkte ihm plötzlich ungeheuer, und er warf sich in des Bruders Arme, und weinte laut. Vergebens tröstete dieser. „Vergib Felix, bat endlich Klaude; und zürne nicht auf Nanon, nicht auf mich. Der Vater ist schuld, der redete uns beiden zu, und weil du todt warst nach unserer Meinung, glaubten wir endlich, wohl recht zu thun. Aber Nanon ist dein; ich habe keine Braut, will auch keine haben; du hast für mich geblutet, jetzt will ich hingehn und statt deiner fechten; denn das Leben ist mir bitter geworden, seit es mich so viel gekostet hat.

Es stieß der Jüngling Worte des Schmerzens aus; brüderliche Zärtlichkeit, Dankbarkeit, und die glühendste Liebe zerrissen wechselnd seine Seele. Klaude, sagte Felix, nachdem er ihm

lange zugehört, ich bin nicht gekommen, um das Glück deines Lebens zu stören; das hiesse das meinige vernichten. Als ich für dich in den Kampf ging, brachte ich dir ein grösseres Opfer, als heute, wo ich meine Rechte auf Nanon dir übergebe. Das Schicksal hat mich Erfahrungen machen lassen, die sich nicht mit dem stillen Glück dieser Wohnung mehr vertragen. Ich kann es geniessen, als einen Balsam brennender Wunden, ich vermag es nicht mehr zu schaffen. Nanon ist dein; in diesem Augenblick segne ich euren Bund; Euer Glück wird das meinige seyn!"—

„Nein Felix, rief Klaude immer heftiger weinend, nimmer mehr! Ich will dir dienen, du sollst mein Herr, Nanon meine Gebieterin seyn. Du sollst die Früchte meiner Arbeit geniessen; du hast für mich tödtlichen Kampf gestritten; es ist billig, daß Ruhe und Freude dein großmüthiges tapferes Herz erquicke. Nanon wird die Deinige seyn, und wie vormals werden meine Gesänge den Reiz der Stunden erhöhen, wo du mit der Geliebten traulich kosest!" —

So stritten sich beide immer ernstlicher. Die Nacht kam heran. Felix legte sich ermüdet zur Ruhe; Klaude eilte zu Nanons Hütte. Sie

wagte nicht wie sonst den Geliebten mit zärtlicher Umarmung zu begrüßen; schüchtern legte sie ihre Hand in die seinige, als er sie ihr darbot, und beide blickten sich einige Zeit wehmüthig an. Doch nicht lange schwieg Klaude; sich ermannend sagte er ihr, was ihm auf dem Herzen lastete. Daß Felix ihr entsagen wolle, daß er sie so unendlich mehr verdiene, als er selbst, das sprach er vor ihr mit einer Beredtsamkeit aus, welche das Gemüth der Jungfrau entflammte, und endlich vermochte, mit ihm das feierliche Gelübde abzulegen, daß sie des Bruders Gattin werden, und jeder auf die Vermuthung seines Todes gegründete Wunsch durchaus vergessen seyn solle.

Spät nach Mitternacht kam Klaude zurück. Behutsam schlich er über die knarrende Diele, daß er den schlafenden Bruder nicht weckte. Er selbst konnte nicht schlafen; Freude und Schmerz hielten ihn wechselnd wach. Schon leuchtete der Morgen ins Schlafgemach; Felix rührte sich nicht. Da erhob sich Klaude leise, um die Wirthschaft zu besorgen, und blickte verstohlen nach dem Schlummernden. Er sieht niemand — er reibt sich die Augen — er tritt näher — er fühlt die Decke an — Felix ist verschwunden! Sollte er schon draussen seyn? — er

durchläuft den Hof, den Garten, er durchsucht die Ställe — nirgends Felix! — er geht zum Nachbar, der weiland oft zu Felix auf ein Abendgespräch über Wirthschaft und Politik kam; er springt zum andern, zum dritten — nirgends Felix! — athemlos kömmt er endlich zu Nanon's Hütte; „Dort muß er seyn; es kränkt ihn innerlich, ihn nicht gleich da gesucht zu haben; in der Tiefe der Seele schmerzt es ihn leise, daß Felix ihm zuvorgekommen ist; Großmuth aus Liebe mag für die Freude, welche sie gewährt, so gern sich durch ihren Anblick belohnen; und doch — ist es nicht besser, daß er Nanon durch sie selbst erhält? — — er tritt ein, Nanon steht am Tisch, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, mit tiefen verweinten Augen; verstört, zitternd fragte er nach Felix; der Name preßt ihr neue schnelle Thränen aus — Felix ist nicht da, nicht da gewesen!

Da brach dem frommen treuen Klaude das Bruderherz; er warf sich an die Brust der Geliebten, und weinte bitterlich, und klagte untröstlich. Dem, welchen er mehr als sich selbst liebte, der böse Geist geworden zu seyn, der ihn um Freiheit, Gesundheit gebracht hätte, und jetzt um die Geliebte bringen, ja aus der stillen Heimath verjagen sollte, das fiel ihm zu schwer.

schwer. Vergebens tröstete ihn Nanon, zärtlich liebkosend mit den beweglichsten Worten; er drückte sie an sein Herz, er gab ihr die süssesten Namen, doch seinen Schmerz zu besänftigen gelang ihr nicht. Erschöpft, doch nicht beruhigt setzte er sich endlich in einen Winkel, und brütete schweigend über dem Gram, der sein Innres zerschnitt. Nanons Vater kam; er schüttelte den Kopf, doch hatt' er längst begriffen, daß seine ehrenveste Klugheit hier nicht hinreichte, und schwieg. So saß Klaude stumm und unbeweglich; er dankte freundlich, als ihm Nanon anbot, was sie selbst zubereitet hatte, aber er aß und trank nicht.

Schon brach die Dämmerung ein; der Vater wurde unruhig; Nanon betrachtete den Geliebten mit steigender Angst. Oft nahte sie ihm flehend, mit leisem zärtlichem Wort; da erhob er zu ihr seine Augen mit unaussprechlicher Liebe, aber auch schmerzlich um Schonung bittend. Immer dunkler wird es, immer gewaltiger drängt die Angst in ihrem Busen, sie zündet eine Kerze an, weil ihr graut. Trübe brennt im stillen Zimmer das spärliche Licht; und, als zürnten sie, sitzen alle drei, weitentfernt, und senken das Haupt, in finstre Betrachtungen verloren, zur Erde.

Da scholl plötzlich durch die Nacht laut und wild das Gebell des Hofhundes. Der Vater stutzte; Nanon sprang auf — der Hund bellte heftiger — plötzlich war er still, und gab freudig winselnd zu erkennen, daß ein Bekannter da sey. Sie hören Tritte; eine zarte Frauenstimme spricht, eine Männerstimme antwortet. Die Thür öffnet sich — und Felix tritt ein; an seinem Arm hängt eine Frau in Gang und Kleidung majestätisch wie eine Fürstin, und dennoch reizend und liebfordernd wie der jüngste und zarteste Engel paradiesischer Sterne.

Noch sah Klaude nicht auf, da hört er seinen Namen — da blickt' er auf — und schneller als ein Gedanke hing er an des Bruders Halse, und umschlang ihn brünstig, als wollt' er ihn an sich ketten für die Ewigkeit. Nur daß er ihn wieder hatte, nur die Freude stürmte jetzt in seiner Seele; er dachte in diesem Augenblicke Nanons nicht, er bemerkte die Unbekannte nicht. Nanon stand schüchtern von fern, als sie die glänzende Fremde sah. Doch diese ging zu ihr hin, faßte sie freundlich in ihre Arme, küßte sie, ihr die Wangen streichelnd, und nannte sie ihr gutes holdes Kind, ihre liebe Schwester, die sie schon lange im Herzen getragen hätte, und nun endlich zu umarmen so glücklich wäre.

Felix,

Felix, halb erstickt von der wilden Liebe und Freude seines sonst so sanften Bruders, sah über dessen Schulter das Schauspiel, das ihn so lange im Geist entzückt hatte, und doch jetzt in der Anschauung unendlich mehr entzückte. . . Klaude, Herzensbruder, sagte er, sieh dich doch einmal um. . . Er that es — und kaum hat er Zeit, sich über die schwesterliche Freundschaft der beiden Frauen zu verwundern, so fliegt ein neuer Blitz des Erstaunens durch seine Seele, so leuchtet sein Auge vor dem milden Schimmer einer neuen Freude. Felix führt ihn bei der Hand zu der Fremden hin; sie läßt Nanon los, und kehrt sich gegen die Brüder; und während Klaude freundlich verlegen zaudert, ob er ihr zu Füßen, oder in die Arme sinken soll, sagte sie — ja Klaude, hier bin ich, um deine Nanon zu sehn; deine Nanon, Klaude — denn Felix kann nur der Tod, oder sein Wille von mir scheiden! — und zugleich umfängt sie den doppelt Glücklichen mit schwesterlicher Liebe.

Ja sie war es — die in Straßburg, durch Klaudes molodische Klagen bewegt, ihn zu sich rief, und die Geständnisse seines kindlichen Gemüths mit so viel Rührung aufnahm, die dem Verlaßnen zur letzten brüderlichen Umarmung half! die den Namen Felix und das Bild seiner

ner großen Seele so unvertilgbar im eignen edlen Herzen trug, bis das Schicksal ihn selbst diesem Herzen als theures Eigenthum zuführte! Sie war es, die schöne, die großherzige Adelaide von Vermanton, seit einem Monat Felix Gattin!*) Vier selig Liebende umschloß die Hütte nun; doch — keine Feder vermag die Wonne dieser Glücklichen zu schildern.

Emma

oder

die Hütte im Thal.

Schon tauchte die Sonne ihre letzten purpur Strahlen in den Spiegel des Sees, und senkte sich hinter die hohen Gebirge, die das Thal Lanzo von Maurienne trennten, als deren friedlichen Bewohner zu des alten Bertrands, niedlichen Hütte zueilten, um durch trauliche Gespräche, von ihren ländlichen Arbeiten ermüdet, den Abend in ergözender Heiterkeit zuzubringen. Der gute Alte schloß sich jederzeit mit munterer Laune in ihren freundlichen Cirkel ein, weil er wußte daß sich Jeder mit herzlicher Liebe an ihm drängte. Seine einzige Tochter, schön und sittsam, die siebzehn Frühlinge zählte, erfreute die güten Leute durch ihren zauberischen Gesang dem sie noch tieferes Gefühl durch ihre meisterhaft spielende Guitarre einzuhauchen wußte. Von allen Seiten ward dem vergnügten Alten über dies theure Pfand seiner

Liebe

Liebe, glückliche Wünsche zugeruffen. Und warum, sagte er, sollte ich nicht stolz auf meine Emma seyn, würde wohl so leicht jede Andere, mit gleichen Talenten und Zartgefühl den ergözenden Vergnügungen der brausenden Welt entsagen, um ihren alten Vater in einem friedlichen Dörfchen zu pflegen, wie sie? Ihr Geist empfing die gebildeste Kultur, und ihr Herz das Gepräg reiner Unschuld.

Eine traurige Scene bereitete sich diesen Abend für die Bewohner des friedlichen Thales vor. Ein immer verstärkenderes Geräusch erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft, und dieses verursachte eine Sänfte, die von fremd gekleideten Männern an der nakten Felsenwand herbei getragen wurde, denen mehrere Hirten des Dorfes, zur Begleitung dienten. Bertrand der einen Unglücklichen darinnen vermuthete, ging sogleich diesem kleinen Zug mit seiner Emma, und den Uebrigen, entgegen. Das innigste Mitleiden, mahlte sich im Gesichte der Beystehenden, als man einen schönen jungen Mann, bleich und ohne Bewegung, aus der Sänfte hob. Es war ein Engländer, der die Schweiz bereißte, und der sich durch einen gefährlichen Sturz vom Pferde, das er nach dem wohlmeinenden Rath der Gebirgsbewohner gegen ein Maul-

thier hätte umtauschen sollen, tödtlich verwundet hatte. Man fürchtete für sein Aufkommen und Emma empfand sogleich über das Schicksal dieses halb mit dem Todt ringenden jungen Mannes, das schmerzlichste Bedauern, das sie sich auch bemühte dem Leidenden durch ihre mitleidigen Blicke zu erkennen zu geben. Ihren mittheilenden Empfindungen that es äußerst wohl, als ihr Vater vorschlug, den unglücklichen Fremden in seine Hütte zu bringen, denn dies war ihr stiller Wunsch. Er wurde zu Bette gebracht, und Emma suchte mit der liebenswürdigsten Emsigkeit, einige Linderung für seinen Schmerzen auszufinden und sein mattes Leben in neue Kraft zu bringen. Diese wohlthätige Sorgfalt hatte den glücklichsten Erfolg; matt öffnete er die Augen, und wähnte zu träumen, als er sich in einer Hütte versetzt und von einem schönen Mädchen umgeben sah, die ängstlich auf sein Erwachen lauschte, und ihn mit feuchten Augen anlächelte. Dankbar drückte er ihr die Hand, und ein sanfter Blick mit einem himmlischen Lächeln begleitet, waren Emmas Antwort. Schüchtern fragte sie nach seinem Namen, und sie erfuhr nun, daß der Fremde Adolph hieß. Adolph! rief sie mit Feuer, Adolph, welch schöner Name, und erröthend über diesen warmen Ausdruck, schlug sie

ver-

verlegen die Augen nieder. Die Arzneyen wurden selbst von ihr zubereitet, und mit heißen Dank nahm Adolph die Hülfe seiner schönen Pflegerin an. So vergingen einige Wochen, nach welchen er das Bett verlassen, und von Emma geführt, in dem kleinen Garten der an die Hütte stieß herumwandeln konnte. Auf diese Art verging ihm in muntern Gesprächen die Zeit; Emma veranstaltete ein kleines ländliches Fest an dem Tag, wo er wieder zum erstenmale ausgehen konnte; die schönsten Blumen, und die besten Früchte wurden gepflückt, um sein Zimmer zu schmücken, und seine Tafel zu zieren. Seine Lieblingsspeisen schienen ihm von dem besten Koch in England zubereitet. Dieses liebenswürdige Zuvorkommen, mit so vieler Geschicklichkeit verbunden, setzten Adolph nicht wenig in Erstaunen und ließen ihn nicht genug Worte finden, seine dankbaren Gefühle an dem Tag zu legen. Emma empfand über das Lob des Fremden, ein freudiges Wohlwollen, und ihr guter Vater sprach bei dieser Gelegenheit mit leuchtenden Augen, und väterlichen Stolz, von der hohen Bildung seiner Tochter. Die bescheidene Emma erröthete, und griff zu ihrer Guitarre, um dieses Gespräch zu endigen, und Adolph zu erheitern.

Staunend hörte er ihr zu, und ihre melodischen Töne wiederhallten tief in seiner Seele. Ganz von seinen Phantasien hingerissen, mußte ihn Emma zur nächtlichen Ruhe mahnen, und seufzend bot er ihr gute Nacht, und schloß sich in sein Zimmer ein.

Adolph fand wenig Schlaf auf seinen weichen Lager, denn noch immer tönte Emmas lieblicher Gesang vor seinen Ohren. Bei den ersten Strahlen der Sonne, schlich er sich völlig angekleidet aus seinem Zimmer um in der reinen freyen Natur einige Zerstreuung zu suchen. Angenehm war er überrascht, als er Bertrand unter einen dichten Kastanienbaum sizen sah, dem er sich mit leichten Schritten näherte, und jetzt auch neben dem Alten Emma erblickte, der bisher ein dichtbelaubter Baum umhüllt gehabt hatte. Erst nach einem heitern zugeruffenen guten Morgen, ward sie ihm gewahr; durch diese Ueberraschung entfiel ihr das Buch, und schnell stund sie mit dem Bedeuten auf, daß sie das Frühstück bereiten wolle. Adolph nahm das Buch in die Hand und sah mit Verwunderung, daß es ein Werk von Racine ist. Nun fragte er den Alten wie es möglich war, daß Emma, in dieser Einsamkeit, sich so vieler Talente eigen machen konnte, die selbst Frauen-

zim-

zimmern vom Stande, Ehre machen würden. Freund, begann Bertrand, besizt meine Emma Geist und Bildung die vielleicht manche ihres Geschlechts von gleichem Alter, vermissen möchten so hat sie es nicht mir, sondern einem glücklichen Zufalle zu danken. Macht es Ihnen Vergnügen, so will ich Ihnen gern mit ihrer früheren Erziehung bekannt machen. Adolph bat darum, und Bertrand begann: In der Nacht, da mir der Himmel Emma geschenkt, suchte eine angesehene Dame, gegen ein ungewöhnlich starkes Ungewitter, bei mir Schutz, den ich ihr auch mit aller Bereitwilligkeit gewährte. Die freundschaftliche Aufnahme die sie bei uns genossen, rührte sie, und da wir keine geldliche Belohnung annehmen wollten, so vertrat sie Pathenstelle bei meiner Emma. Als sie uns verließ, bat sie uns dringend, ihren Beistand im Anspruch zu nehmen, so bald wir ihn für nüzlich halten sollten. Meine Emma war noch nicht volle fünf Jahre alt, als sie ihre liebevolle Mutter, und ich eine gute treue Gattin durch eine schwere Krankheit verlor, die damals viele Menschen aus unserem Dorfe weggeraft hatte. Kaum hatte unsere gefühlvolle Freundin dies Umglück vernommen, so erschien sie bei mir, und bat mich, meine Emma ihren

Hän-

Händen so lang anzutrauen, bis ihre Erziehung vollendet wäre. Wie konnte ich dieser Bitte widerstehen, da das Glück meines Kindes dabei zum Grunde lag? — Emma wurde mit den Kindern der Gräfin erzogen; ihre schlummernden Talente entwickelten sich, ihr Fleiß sie auszubilden, erwarben ihr Bewunderung und die Liebe aller die sie kannten. Glanz, Reichthum, und Vergnügen hielt sie umwunden. Ich hatte noch einen Sohn, die Stütze meines Alters, und dieser ward mir plötzlich aus meinen Armen gerissen, um den Ruf des Vaterlands zu folgen. Traurend schrieb ich es ihr, und kurz darauf kehrte sie zu ihren liebenden Vater zurück. Gott hat ihre kindliche Liebe gesegnet, kein Kummer trübt ihre Seele, heiter und froh hüpft sie durch das Leben. Der Himmel wird ihr einstens einen Gatten zuführen, der ihrer würdig ist, und freudig werde ich dann in ihren Armen sterben! Adolph vermochte kaum einige Worte zu stammeln, stand auf und eilte fort ins weite Feld. Finstere Gedanken durchkreuzten seine Seele, und alle junge Männer die ihm begegneten, wurden kalt und fast verächtlich von ihm behandelt, weil er in Jeden den für Emma von ihrem Vater bestimmten Gatten, zu sehen glaubte. In dieser finstern Stimmung, verging

die Stunde zum Frühstück, und erst gegen Mittag kam er von seinen Streifereien zurück. Emma suchte ihn zu erheitern, sie sang und spielte die Romanze, die den Abend vorher so mächtig auf seine Gefühle gewirkt hatte. Aber vergebens, seine Traurigkeit fand dabei größeren Stoff, und trieb ihn hinaus ins Freie unter den großen Kastanienbaum, wo er bis tief in die Nacht verweilte. Bei seiner Rückkehr in die Hütte, nahm ihn Emma bei der Hand und fragte ihn mit bewegter Stimme, mit was sie ihm beleidigt hätte? Thränen entgingen dabei ihren schönen Augen, und Adolph fühlte sich durch dieses sanfte Zuvorkommen innig bewegt, und vergaß bald seinen Kummer. Sie lehrte ihm die Volksgesänge singen, die er so gerne hörte, und die er so bald mit Meister Kunst auffaßte. Zuweilen begleitete er ihre schöne Stimme auf der Violin, und der gute Alte, der auch gerne an diesen musikalischen Ergötzungen einen thätigen Antheil nehmen wollte, blies die Flöte dazu.

Die Bewunderung von Adolph stieg stufenweis, als ihm der Alte eine Sammlung von Landschaften nach der Natur gezeichnet, vorlegte, die Emma in müßigen Stunden verfertigt hatte; es waren die schönsten Gegenden des Landes. Nun vergingen ihm die Tage wie Stunden;

den; sie wurden in Zeichnen, Musik, Spazierengehen, und traulichen Gesprächen eingetheilt. Hielten Emma häußliche Geschäfte von Adolph entfernt, so fand sich dieser nicht heiter, und alles schien ihm öde, in ihrer Abwesenheit. —

Adolph suchte sich die Gefühle seines Herzens zu erklären, die er glaubte auf blose Dankbarkeit hindeuten zu dürfen. Sollte er sich dieser süßen Pflicht versagen, weil seine Wohlthäterinn jung, schön, und mit ausgezeichnetem Geiste begabt war? Er glaubte sie wie ein Bruder zu lieben, wenn gleich, bey Annäherung jeden jungen Mannes, sein Geblüt in heftigere Bewegung kam; er sah keine Eifersucht dabey, sondern bloße Besorgnisse, daß Emma unwürdigen Händen zufallen möchte. Er wußte, daß sich eiserne Vorurtheile zu einer Verbindung mit Emma entgegen stellten, und eben dieses Bewußtseyn, öffnete ihm das Geheimniß seines Herzens, er sah und hörte nur sie, und in ihrem Umgang allein, empfand er süße Wonne.

Eines Abends kehrte er von einem Spaziergang zurück, und fand Emma nicht in der Hütte. Doch bald zeigte ihm der Ton einer Laute, ihr Befinden im Garten an, und schnell eilte er dahin, um den lieblichen kühlen Abend in der

jezt blühenden Natur, an ihrer Seite zuzubringen. Schweigend nahte er sich ihr und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit, die schwermüthigen Töne ihres Saitenspiels zu. Warum heute so wehmüthig, meine theure Emma, fragte Adolph zärtlich, warum diese traurige Romanze? Ach versezte Emma, diese Romanze kennt Niemand als mein Vater, es ist der Trauergesang meiner verewigten Mutter den ich zu ihrem Andenken gewidmet, und ihn fast unwillkührlich spiele, so bald ich mich mismuthig fühle.

„Emma, Du hast Kummer, und verhehlst ihn deinem Freund, der ihn so gerne tragen und wo möglich heilen möchte?" —

„O mein Adolph, könnte ich ein Geheimniß vor Dir haben? meine schönsten Tage sind vorüber, mein Vater ...

„Du erschreckst mich, Emma, ich bitte dich, vollende ...

„So höre nun. Der Sohn von dem Jugendfreund meines Vaters, kommt heute bey uns an, nachdem er den Abschied von seinem Regiment, unter welchem er diente, erhalten hatte, und dies ist der Mann, den mir mein Vater von Kindheit an, zum Gatten bestimmt hat."

„Und wirst Du seine Gattin werden?" —

Nim-

„Nimmermehr! ich sollte einen Mann heurathen, den ich nie liebte, den ich nie lieben könnte?“

„O meine Emma! diese Empfindung macht mich glücklich! . . .

„Aber mein Vater. . .

„Dein Vater! wird er wohl das Glück seines Kindes aufopfern wollen? O höre mich, meine theure Emma, ich liebe Dich, ich bete Dich an! eher würde ich mich selbst von diesem Felsen in den grauenvollsten Abgrund stürzen, als Dich in den Armen eines Andern, für den Dein Herz nie schlug, nie schlagen wird, unglücklich zu wissen. Ich wage alles für Dich, und kein Opfer soll mir zu groß seyn, das ich nicht zu leisten bereit wäre!“

Weinend warf sie sich in seine Arme, ihre Thränen vermischten sich mit den seinigen, und sie schwuren sich feyerlich ewige Treue, ja selbst die höchsten Proben zu bestehen, die ihre Liebe zum Wanken bringen könnte. Heiterer gingen sie in die Hütte zurück, und freudige Bilder der Zukunft umschwebten Emmas sanften Schlaf. Den andern Morgen, als Emma, ihren Vater und Adolph das Frühstück brachte, erschien ein junger steifer Mann, den Adolph sogleich für Emmas bestimmten Bräutigam erkannte.

kannte. Emma erblaßte, und Bertrand ging ihm sogleich entgegen, bot ihn freundlich die Hand zum Gruß und stellte ihn Adolph als seinen künftigen Schwiegersohn vor. Nach einigen sehr ungeschickten Verbeugungen, gegen Adolph und Emma, setzte er sich neben Letztere hin; sie fühlte sich über diesen Besuch so zerstreut, daß sie ihr Stückrahm umwarf, Tassen zerbrach, und endlich ihrem beklemmten Herzen durch lautes Schluchzen Luft machte. Bertrand zog Adolph bei Seite, und bat ihn, da er so viel bey Emma vermag, daß er versuchen möchte, sie zu seinen Absichten geneigt zu machen. Mit welchen Empfindungen Adolph diesen Auftrag angenommen, läßt sich leichter denken als beschreiben. Bertrand lies sich darauf von seinem künftigen Schwiegersohn die Begebenheiten seines Feldzuges erzählen, und Emma ging hinaus ins Freye, um ihren tiefen Schmerz an dem nahen Ufer des stillen Sees unter den hohen schattigten Bäumen auszuweinen. Adolph folgte ihr, und fand sie, in tiefen Kummer, auf einer grünen Rasenbank, nachläßig hingestreckt. Er nannte ihren Namen, und freudig erhob sie sich von ihrem Sitz, als sie den Geliebten ihrer Seele vor sich stehen sah. Emma, sagte er mit sanfter Stimme, trockne Deine

Thrä-

Thränen, die Augenblicke sind uns jetzt Beyden kostbar. Höre mich! in acht Tagen wirst Du die Gattin von Lindau seyn! . . .

„O Gott! warum so bald?“

„Dein Vater hat sich so eben bestimmt darüber erklärt; alle meine Worte blieben fruchtlos, mein Fluch soll sie treffen, sagte er, wenn sie es wagen sollte, seine Hand auszuschlagen. —

„O mein Adolph! was wird nun aus mir werden?“

„Liebst Du mich wirklich so innig, so treu, als Du mir schwurst?“ —

„Zweifelst Du daran? Du kannst besser die Gefühle in meinem Herzen lesen, als ich sie Dir ausdrücken könnte.“

„Nun wohlan! so laß uns dieser Sclaverey entfliehen!“

„Und wohin willst Du mich führen?“

„An einem Ort, wo Dich keine Gewalt aus den Armen Deines Geliebten reißen kann! — In mein Vaterland!“ —

„Aber, Gott! mein Vater!“ —

„Er ist es nicht mehr; er verspottet Deine Gefühle, und will Dich seinem Ehrgeitze aufopfern“ —

„Ich sollte ihn verlassen, und dem Todte nahe bringen?“ —

„Du hast mich nie geliebt, wenn Du zauberst mir zu folgen!“ —

„Meinen alten Vater verlassen? Nein, nein! niemals!“

„Niemals? nun Emma, so lebe wohl! Diese Worte mit bewegter Stimme gesprochen und mit einem schmerzlich zärtlichen Blick begleitet, drangen dem guten Mädchen durch die Seele. Sie wollte seine Hand ergreifen, sich an seine Brust werfen, aber leblos sank sie zu Boden, als er schon aus ihren Augen verschwunden war.

Schon hatte sich die Sonne majestätisch hinter den Gebirgen verborgen, als sie wieder zu einiger Faßung kam. Mit schwachen Schritten trat sie den Rückweg zu ihrer Hütte an, wo sie Niemand als Adolphs Bedienten traf, der ihrer harrte, mit dem Bedeuten, daß sein Herr sie auf der Landstraße erwarte, um ihr das lezte Lebewohl zu sagen. Eine todtenähnliche Kälte durchlief ihre Glieder, und auf den Armen dieses Mannes gestüzt, folgte sie ihm mechanisch, ohne zu wissen wohin. —

Adolphs Wagen hielt am Fuße des Berges; bald erschien er selbst, näherte sich Emma, und sagte mit beklemmter Stimme: Sey glücklich Emma, der schwere Augenblick unserer Trennung ist da, wir sehen uns nie wieder, sey glück-

glücklich in den Armen jenes Mannes den Dir Dein Vater zum Gatten bestimmt. Verzweiflungsvoll werde ich den Todt herbeyruffen, der weniger grausam seyn wird als Du.

Bey den lezten Worten lag Emma ohnmächtig in seinen Armen. Aber wie groß war ihr Erstaunen, sich bey ihrem Erwachen in einem Wagen zu erblicken, der mit Blitzesschnelle dahin rollte. Adolph hielt sie zärtlich umfaßt, und war mit Freude beseelt, als sie ihre Augen gegen ihn aufschlug. „Wo sind wir? fragte sie mit schwacher Stimme. „Auf dem Wege des Glücks, versezte er zärtlich."

In wenigen Tagen erreichten sie Genua, und schifften sich kurz darauf nach England ein.

Emma fand sich nun ganz ihrem Geliebten übergeben, und ob sie gleich mit glühender Leidenschaft an ihm hing, so waren dennoch ihre Gedanken stets bey ihrem alten Vater. Sie sah wie er nach ihr die Gebirge durchsuchte, und hörte ihn jammernd nach seiner Tochter rufen. Adolph fand sie oft in einer Ecke des Schiffes ruhend, mit thränenden Augen, und stillen Blick auf das Meer geheftet, aber nie entging der geringste Vorwurf ihren Lippen.

So bald Adolph in sein Vaterland angelangt war, brachte er seine Geliebte auf eines seiner

Land-

Landgüter, welches an den Grenzen von Schottland lag; dort ward sie von ihm, und allen die sie umgaben, als seine Gemahlin behandelt. Ihre Lieblings-Unterhaltungen, Bücher, Musik, Mahlereyen, kurz alles ward herbeigeschafft, woran sie nur halbweg Gefallen haben konnte. Dieses feine Zuvorkommen ihrer geheimsten Wünsche ward zwar lebhaft gefühlt, konnte aber nicht das Bild ihres Vaters nur auf wenige Augenblicke aus ihrer Seele verdrängen.

Selbst Adolph konnte, ob er gleich das volle Maaß seiner Wünsche erreicht hatte, den unglücklichen Bertrand nicht vergessen, und sandte ihm zu seinem Unterhalt eine große Summe Geldes; der Alte nahm es aber nicht an, trat das Gold mit Füßen, und veränderte seinen Auffenthalt gegen ein Dorf in Savoyen: wo er seine Lebenstage zu beschließen dachte.

Adolph war anfänglich unentschloßen ob er Emma diesen Vorgang mittheilen sollte oder nicht. Doch da er sich immer mehr von der zarten Anhänglichkeit womit sie an ihm hing überzeugt hatte, so machte er ihr späterhin kein Geheimniß daraus. Sie litt den tiefsten Schmerz über diese Nachricht, und bald fürchtete er für den Verstand dieses guten Mädchens. Heiße Thränen

nen rollten unaufhörlich über ihre Wangen, und schwere Melancholie bemeisterte sich ihrer Seele.

Die schönen Ruinen der Abtey Palsgrave die sich am Eingang des Waldes anreihen, waren fast täglich Emmas Spaziergänge; denn diese wilde Natur stand in vollkommener Harmonie mit ihrem Gemüthe. Eines Abends, als sie in der Kirche an den Stufen des halb verfallenen Altars in tiefes Nachdenken versunken saß, wekten sie auf einmal melodische Töne, deren Wiederhall aus den verödeten Gängen wo ehemals eine Orgel stund, zu kommen schien. Sie horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, und erkannte endlich Melodien bey denen sie oft in ihrer frühen Jugend so vielen Genuß empfunden hatte. Ehrwürdiger Schatten meines verklärten Vaters! rief sie tief erschüttert, bist du es? — o so verzeih deiner unglücklichen Tochter. Ein Schauder durchlief ihren ganzen Körper, sie fühlte sich zu kraftlos um zu entfliehen, und erschöpft sank sie auf einen Grabstein nieder. Bald darauf vernahm sie Schritte hinter sich; der Schleyer der ihr Gesicht bedeckte, ward sanft hinweg gezogen, und eine bekannte Stimme nannte ihren Namen. — Es war Adolph. Zärtlich hob er Emma auf, welche ihn nun fest umschlungen mit Heftigkeit aus den Ruinen zog,

wohin sie von Zeit zu Zeit furchtsame Blicke zurückwarf.

Liebe Emma, begann Adolph, als sie in das Schloß zurückgekehrt waren, ich kenne die Ursache deines Kummers und ehre ihn; demohngeachtet sollte dich meine zärtliche Liebe in einen ruhigern Zustande bringen. Diese wilden Gegenden, und diese düstern Ruinen machen uns schwermüthig; London biethet uns alle die Zerstreuungen dar, die wir so sehr bedürfen, und Morgen wollen wir also dahin abreißen.

Schon mit Tagesanbruch befanden sie sich auf dem Wege nach London. Adolph besaß darinnen ein prächtiges Haus, wohin er aber nicht gleich Emma brachte, weil er sie noch nicht seiner Familie vorstellen wollte; er miethete daher einstweilen für sie eine sehr schöne geräumige Wohnung in einem andern Viertel der Stadt. Die ausgesuchteste Pracht ward hervorgesucht, um seine Emma zu erheitern, aber dies gelang ihm nur halb, denn sobald sie sich allein sah, hing ihre ganze Seele in schmerzhaften Erinnerungen an ihrem Vater. Adolph konnte nicht umhin bey seinen besten Bekannten Besuche abzustatten und welche anzunehmen; ein großer Theil des Tages ging dabey verlohren, und nur mit Mühe konnte er sich diesen für ihn nun lästig gewor-

denen Gesellschaften entreißen, um in die Arme seiner Emma zu eilen. Er fand in ihren einfachen Gesprächen mehr Witz und Verstand, als in den glänzendsten Zirkeln und lärmenden Tanzsälen, und machte bey seiner Geliebten die treffende Bemerkung, daß so manche Frauenzimmer bey den glänzendsten Naturgaben, durch schlechte Erziehung in dem Wahne stünden, als sey es Mode sich mit Lastern zu schmücken. Ich erinnere mich noch sehr wohl, sagte Emma, jener Strophen von einem vortreflichen Dichter, der diese Art Frauenzimmer sehr passend in folgenden Worten schildert: Leichtsinnige Vergnügungen verschlingen ihre Jugend, an den Spieltischen werden sie alt, und lernen betrügen, ohne Zweck und Nutzen; von Schmeichlern und seichten Köpfen beherrscht, sieht sich ihr Stolz oft gedemüthigt; Freunde und Geliebter werden zuletzt verachtet; im Leben lacht man über diese Thörinnen, und im Todte sind sie bald vergessen.

O meine theure Emma! rief Adolph mit Feuer, lebhafter als je fühle ich heute was ich in dir besitze. Entsag mit leichtem Herzen dieser großen Welt, vor der ich dich verberge, und die nicht würdig ist dich zu besitzen.

Erwachte auch zuweilen bey Adolph der Gedanke sich mit Emma zu verehelichen, so sagte

er

er zu sich selbst: Welchen Vortheil könnte sie daraus ziehen? würde der Titel als meine Gemahlin ihre Zärtlichkeit erhöhen, und würde ich ihr theurer seyn, wenn ich als Mann lächerlich würde? — Hatte sie jemals in ihrer Unbefangenheit sich erlaubt, meine Pläne nachzuforschen, oder hatte sie mir einige Unruhe gezeigt, die mir hätte misfallen können?

Die beyden Liebenden saßen eines Abends in der Laube am Ende des Gartens, als sich auf der Straße Lauten-Töne hören ließen. Emma horchte, und sprang vor Freude auf, als sie Gesänge ihres Landes vernahm. Adolph waren ebenfalls diese Melodien nicht fremd, und ließ daher den Lautenspieler hereintreten. Er kam und spielte einige ländliche Tänze, die Emma ihre fröhliche Kindheit zurückriefen; aber wer kann ihr Erstaunen schildern, als der nemliche Gesang darauf folgte, der sich in den Ruinen der Abtey hören ließ. Sie drückte Adolphs Hand, und fiel weinend an seinen Busen. Auf einmal verstummte die Laute, trauriger und klagender wurden die Töne, es war der Trauergesang von Emma den sie zum Andenken ihrer Mutter geweiht hatte. Sie schrie laut auf, und wankte der Gartenthüre zu, aber plötzlich fühlte sie sich fest umschlungen, und eine durchdringende Stimme rief ihr zu: Emma, kennst du mich noch?

Adolph lief herbei aber verstummt blieb er stehen, denn vor ihm stand Bertrand, und Emma lag ohnmächtig zu deßen Füßen.

Keine Vorwürfe sollen über meine Lippen kommen, sagte der Alte bewegt, denn was könnte ich erwähnen, das nicht schon mein Herz verrathen hätte, wenn nicht tiefe Leidenschaft, die Stimme der Ehre uud der Natur in euch erstickt hat? Ich wollte mein Kind noch einmal sehen, und ihr meine Verzeihung bringen ehe ich sterbe. Nach vielen triebseligen Tagen hat endlich der Himmel mein heißes Flehen erhört, und meine Schritte hieher geleitet. Ich habe keine bleibende Stätte mehr auf Erden, ich verließ meine friedliche Hütte, wo ich die Augen zu schließen dachte, und die mir durch Undank und Verrath verhaßt gemacht worden ist.

Verzeihung, unglücklicher Greis, Verzeihung mein Vater, rief Adolph, indem er seine Hände ergriff, und sie mit hellen Thränen benezte, alles was ich euch entrissen, will ich hundertfach zurückgeben, Emma soll euch nicht mehr verlassen, ein heiliger Ort kettet mich an sie, allein der Ort, Zeuge meines Fehlers, soll auch Zeuge meiner Reue seyn. In Gegenwart der friedlichen Gebirgsbewohner, will ich dem liebenswürdigsten und tugendhaftesten Geschöpf ewige Treue geloben!

Ver-

Bertrand drückte seine Tochter mit warmer Inbrunst an sein Herz, die vor Freude fast unterliegend, dankvolle Blicke zum Himmel richtete, um ihn für diesen seligen Augenblick, ihre tiefen Gefühle anzudeuten. An seiner Hand betrat sie wieder mit ihrem Geliebten ihre heimathlichen Fluren, und ihre stille ruhige Hütte, wo sie das höchste Glück genoßen. Der gute Alte ward jedoch bald diesem glücklichen Paar durch einen sanften Todt entrissen. Emma ward stets als die schönste Zierde ihres Geschlechts von allen die sie kannten, geprießen, aber auch Adolph liebte sie innig, und machte sich fortdauernd ihrer ganzen Liebe würdig.

Scenen

aus

dem häußlichen Leben

von

L. Th. Becker.

1. Der Schlůßel.

Der wackere Tischlermeister Starke in der kleinen Reichsstadt Aehrenthal stand hinter seiner Arbeitsbank und arbeitete mit fröhlichem Eifer. Nicht weit von ihm saß Philippine sein junges Weib und besserte an einem Kleidungsstück des vierjährigen Carls der zu ihren Füßen spielte, gegen ihm über seine Schwiegermutter, auf ihrem Schoose ihre Pathe die kleine Sabine, mit einem Schlůßel, den sie mehrmals auf die Erde warf, und doch immer wieder darnach verlangte, und die gute Großmutter hob ihn allezeit mit Beschwerlichkeit aber doch willig wieder auf, und gab ihn dem kleinen ihr so lieben Plagegeist. —

Lange sah Starke diesem Spiele zu, da nun aber das Befriedigen jeder eigenwilligen Laune seiner Kinder, nicht in seinem Erziehungsplan taugte, ließ er einen Augenblick den Hobel ruhen, und sagte mit einem ernsten Blick doch

aber sanfter Stimme: „Liebes Mütterchen Sie machen so das Kind starrköpfig und trotzig.„

Die Alte wartete nicht weiter ab, was Starke sagen wollte, stand vom Schemel auf, hieng den Schlüßel etwas unsanft an die Wand, und ging einige Worte vor sich hinsprechend in das ans Haus stoßende Gärtchen. —

Kaum hatte die Mutter die Stube verlaßen als Philippine das Wort nahm: aber Conrad wie magst du meiner Mutter immer diese kleine Freude mit Sabinen verderben. Du weißt sie liebt sie so herzlich und thut so viel an ihr und an Carl. — Gute Philippine, entgegnete Conrad, du thust mir unrecht, wenn du glaubst ich mißgönnte der braven Alten diese gemüthliche Freude, du weißt wie sehr hoch ich sie schätze, und wie gerne ich ihre Tage zu frohen Tagen machen zu können wünsche, auch bin ich nicht undankbar, nein ich erkenne es dankbar wie viel Gutes wir, und unsre Kinder aus ihren Händen erhalten, doch liebe Philippine glaube mir, dies stete Nachgeben ist dem Kinde schädlich, böse Eigenschaften aber wurzeln gleich Giftpflanzen im Menschen fort. — Nimm einen Baum — es ist ein altes aber wahres Sprichwort — der jung gebogen steht im Alter gerade, die junge Pflanze die man vor jedem rauhen Lüftchen

be-

bewahrt, verwelkt wenn sie auch schon stärker ist, bei kleinem Zugwind. —

Philippine war nicht nur ein gutes, sondern auch ein sehr vernünftiges Weib, sie sah ein, daß ihr Mann vollkommen Recht habe, es gab auch oft Stunden wo sie selbst dies allzunachgiebige Benehmen ihrer Mutter gegen die Kleinen nicht billigte, einlenkend entgegnete sie ihm daher: „Nur zanke nicht mit ihr, meine Mutter hat gewiß ein gutes Herz.“ —

„Das ist eben, sagte Conrad und reichte seinem Weibe freundlich die Hand, was mich bei der ganzen Sache ruhig macht, da ich weiß daß die fromme Frau, Sabinen gewiß gute Grundsätze beibringen wird, die ihren Willen auch auf's Gute lenken aber eine Erinnerung bisweilen kann doch nicht schaden.“

Die Mutter kehrte jetzt mit Sabinen auf dem Arm, zwar noch ein wenig ernst, aber im Herzen wieder versöhnt zurück.

Starke warf einen freundlichen Blick auf sie und fragte heiter: „Sind Sie mir böse? Ich meine es herzlich gut, sehen Sie, das Kind weiß mit zehn Jahren und später noch, wie in ihrer frühesten Jugend sein Wille geleitet wurde, und — sucht den alsdann auch geltend zu machen. Lieber Gott! erwiederte sie lachend, wie kann

das

das Kind nach zehn Jahren noch wißen was sie heute wollte? O gewiß fuhr Starke fort, sie werden ihr noch in ihrem zwanzigsten Jahre den Schlüßel geben, das heißt ihren Willen thun müßen.

Lächelnd wiegte sie über dem was Conrad ihr sagte den Kopf, aber sie erfuhr bald, nur gestand sie es nicht, daß Conrad Recht hatte.

Es wurde ihr doch oft bei all' ihrer Gutmüthigkeit gegen ihren Liebling ein wenig lästig wenn sie bei brennender Sonnenhitze länger als sie wollte auf das freundliche aber dringende Bitten der Kleinen mit ihr im Garten verweilen mußte.

Je mehr Sabine heranwuchs um desto öfter fiel ihr ein, was ihr Schwiegersohn gesagt hatte, aber ihre Liebe für Sabinen so wie das Gefühl Unrecht gehabt zu haben verhinderte sie solches zu gestehen.

In dem Städtchen wo Starke wohnte fing auch allmählich der Luxus an zu steigen. Die niedern Stände suchten den höhern in der Kleidung sich zu nähern.

Die Großmutter war zwar nicht mehr für diese glänzende Außenseite gestimmt, aber es lag doch in ihren Wünschen ihre Tochter möchte auch eine kleine Veränderung in der Kleidung

der

der 12jährigen Sabine vornehmen. Starke und sein Weib waren nicht damit zufrieden, und so oft die gute Alte sagte: „Sehen Sie doch lieber Sohn, trägt sich doch Nachbar Hochmanns Marie anders, und Hochmann steht wahrhaftig nicht besser als sie, warum soll dann ihre Tochter die einzige bleiben die ihre alte Tracht nicht ablegt?" Conrads Antwort aber war: „Lassen Sie das gute Mutter, ich denke immer, Kleider tragen nichts zur Bildung des Herzens bey. — Hätte nicht Sabine hier ihren Eltern gleich gedacht, hätte sie nicht wann jene im ermunternden Tone fragten — sieh doch wie schön Marien die neue Tracht steht? Mit zufriedner Miene entgegnet:" Steht mir meine runde Haube mit rothen Bändern auch gut? würde sie gewiß nach dem Willen der guten Alten der Mode gefolgt sein, aber die Grosmutter mußte ihr den Schlüßel, das heißt den Willen lassen und so blieb es wie es war.

Starke der immer mehr Arbeit bekam nahm sich einen Gesellen zu Hilfe, dieser war ein Bürgerssohn aus dem Städtchen von nicht reichen aber braven Eltern, er selbst bieder und fleißig. Starke liebte ihn herzlich nicht nur wegen seines Fleißes auch wegen seines stillen eingezogenen und rechtlichen Charakters.

Drei

Drei Jahre war der brave Friedrich in Starkens Hause als Sabine ihr fünfzehntes Jahr schloß. In diesem Zeitpunkt sah öfters als sonst der fleißige Jüngling über seine Arbeit hinweg nach Sabinen. Conrad mußte ihm oft zurufen: „Friedrich was ist das? Sabinens Augen glitten über ihr Nähzeug hin auf Friedrich, setzte den Hemdermel verkehrt ein, und trennte ihn wenn die Mutter lachend fragte:" Sabine wo warst du? mit hochrothen Wangen wieder aus. Starkens Liebe zu Friedrich nahm immer mehr zu, dieser blieb Sonntags gern zu Hause las einige Seiten aus der Tugendschule vor, und hörte den Erzählungen seines Meisters von seinen Reisen aufmerksam zu. „Jetzt ists Zeit sagte Starke endlich daß auch du in der Welt dich versuchst. Bleibe brav so wie du jetzt bist und eben so fleißig, und du kannst dann auch, als Meister dich hier redlich nähren. Nun war zwar der Gedanke das Haus seines Meisters und seine schöne Tochter verlassen zu müssen, Friedrich schmerzlich, aber er begriff die Nothwendigkeit wenn er anders weiter kommen wollte in fremden Ländern die Werkstätten geschickter Meister zu besuchen.

Einige Tage vor seiner Abreise war er mit Sabinen allein. Er trat furchtsam näher zu

ihr

ihr hin, faßte ihre Hand und sahe ihr dabey so freundlich in die Augen, indem er sagte, werdet ihr auch wenn ich in der Fremde bin noch an mich denken? Ich bin euch so herzlich gut, wie wollte ich Gott danken wenn ihr mich auch lieb hättet und einst mein Weib werden wolltet!

Mit zur Erde gesenkten Blick sagte Sabine: „Ich bin euch recht gut Friedrich, ja wenn ihr mich nicht vergeßt und kommt zurück, und des Vaters und der Mutter Wille ists, so will ich euer Weib werden.“ —

Am Abend ehe Friedrich abreißte, gab er ihr einen herzlichen Kuß und schenkte ihr ein silbernes schön vergoldetes Herz an einer blauseidnen Schnur zum Halsschmuck. Sie aber reichte ihm eine Blume, so sie am Busen just stecken hatte, und so schieden sie ohne weitere Verabredung.

Drei Jahre waren bereits seit Friedrichs Auswanderung verfloßen, als der Oberschreiber im Amte des Städtchens mit Starkens bekannt wurde, und das Haus des gebildeten redlichen Bürgers in Erholungsstunden besuchte, Sabinen kennen lernte. Die gute ehrwürdige Grosmutter bemerkte die aufkeimende Leidenschaft des jungen Mannes zuerst, und es schmeichelte ihrer Eitelkeit, Sabinen sich als Frau Ober-

schreiberin oder gar als Frau Amtmännin zu denken. Sie lächelte immer so freundlich wenn der Oberschreiber kam, brachte ihm den Stuhl, und trank auch einmal mit einem Seitenblick auf Sabinen seine Gesundheit. Aber schon wieder mußte die gute Grosmutter ihrer Enkelin den Schlüßel geben. Obgleich der Oberschreiber begüterte Aeltern und die Aussicht einer baldigen Versorgung hatte, so konnte doch das gute schlichte Mädchen ihm keine Liebe schenken, sie vermied ihn ohne unartig zu seyn wo sie konnte. „Ich weiß nicht sagte die Großmutter oftmals verdrieslich, was Sabine will daß sie den Herrn Oberschreiber nicht freundlich begegnet.“ Ich denke meinte aber der Vater lächelnd, sie glaubt es heißt, bleibe nicht nur im Lande, sondern auch bei deinem Stande und nähre dich redlich. —

Der Oberschreiber welcher sah, daß er seinen Zweck nicht erreichte, blieb bald ganz aus, die Großmutter maulte, und Sabine war fröhlichen Herzens.

Bald darauf kam Friedrich brav wie er abgereißt war zurück, er hatte sich etwas während dieser Zeit erspart, und zeigte solches seinem lieben Meister vor. —

Er wurde bald Meister, und suchte durch

Fleiß

Fleiß das Zutrauen seiner Mitbürger zu erhalten. —

Eines Abends kam er zu Starke, „lieber Meister, sagte er, er kennt mich, eure Tochter kennt mich auch und — liebt mich, nähren kann ich mit Gottes Seegen, Gattin und Kinder, ich bitte gebt mir Sabinen zum Weib, vertraut mir ihr Glück. Beide sagten freudig, ja! Sabine wieß das vergoldete Herz „Friedrich ich bin dir treu geblieben, und nun o wie gern will ich dein seyn!

Als zwei Monate hernach beim fröhlichen Hochzeitmahl die gute Großmutter an Starkes Seite saß, als alle so froh waren, die brave Alte ihre Enkeltochter im bräutlichen Schmucke vor sich sah, alle die wakre Sabine und den fleißigen Friedrich lobten, und erzählte, daß der Oberschreiber viel Ausschweifungen begangen und schon harte Verweise vom Amte erhalten habe, stieß sie mit ihren Arm an Starke und sagte leise: „Lieber Sohn sehen Sie nun daß es gut war, daß ich der kleinen Sabine den Schlüßel gab, so kam es daß sie sich nicht an Welt und Luxus, nicht an einem wie nun offenbar ist, werthlosen Menschen hieng, und sich zu unser aller Freude dem frommen fleißigen Friedrich" — das kam fiel Conrad ein,

von

von Gott und von den guten Grundsätzen die Sie dem Herzen Ihrer Enkelin eingeprägt haben.

„Gebet Gott die Ehre!" ja so heißt es aber der Schlüßel lieber Sohn — — —

Starke wollte ihr den frohen Tag nicht verderben, er drückte ihr lächelnd die Hand und schwieg. Am achtzigsten Geburtstag trug man ihren ersten Urenkel zur Taufe. Nach der feierlichen Handlung hiengen der edlen Urgrosmutter Blicke fragend an Starke, war es nicht gut daß ich der kleinen Sabine den Schlüßel gab? Starke wollte der geliebten Mutter den vollen Sieg ihrer Behauptungen gönnen, er umarmte sie zärtlich vor der ganzen Versammlung mit den Worten: „Ja theuere Mutter es war gut, recht gut, daß Sie der kleinen Sabine den Schlüßel gaben; auch Sie werden einst Ihrem Carl den Schlüßel geben! entgegnete ihm diese fröhlich, Recht erhalten zu haben. Ein Jahr ruhte schon die fromme Sabine im Grabe als Carl nicht ganz zwei Jahre alt auf dem Schooß seines Grosvaters spielte, er griff nach seiner Taschenuhr, und dieser reichte sie ihm. Der muntere Knabe warf sie bald an die Erde, das Glas war entzwei. Gutwillig hob sie Starke von der Erde und gab sie sei-

nem

nem Weibe, setzt aber lächelnd hinzu, die Mutter hatte Recht als sie sagte, ich würde einst Carl den Schlüssel geben. Ja so ist die Liebe der Groseltern. Friede, sanfter Friede über ihre Asche, o möchte ich auch Carl das Herz geben können, das deine Mutter unserer Sabine gab.

2. Der Verdacht.

An einem nächtigen Herbstabende trat Treumann der emsige Rechnungs-Revisor im Rentamt zu R** in die Mitte seiner sehr starken Familie. Er fand sie bei einem sparsamen Mahle, an dem er auch noch Antheil nehmen sollte, versammelt. Sein Blick ruhte ernst auf dem Angesicht seiner arbeitsamen und braven Frau, auf dem die Sorgen für den morgenden Tag leicht zu lesen waren, er blickte auf die Kinder die mit Eifer die Teller leerten, und ein Seufzer schwebte über seine Lippen. Als diese nun endlich zu Bette gebracht waren, und er nun mit der sorgenden Gattin allein sich befand; da öffnete sich sein Herz. — „Liebes Weib „sagte er" bei all unsern Fleiß steigt unsere Noth immer mehr, vielleicht entgiengen dir meine Empfindungen nicht, aber ich kenne nur ein Mittel mit dem wir unsere sorgenvolle Tage nicht ganz verändern, doch weniger beschwerlich machen können. Sind gleich meine Arbeiten viele, so habe ich doch jetzt mehr

Fer-

Fertigkeit sie mit wenigen Zeitaufwand zu vollenden, in diesen mir übrigen Stunden will ich versuchen meine Ansichten über das Leben des Menschen, und die Absichten der ewigen Vorsicht mit ihren Empfindungen der Welt mitzutheilen. Gelingt es mir auch nicht auf diese Art unsern Glücksstand zu verbessern, so finde ich doch neuen Muth, wenn ich mein Inneres aussprechen kann. —

Dankbar und liebevoll warf seine Marie sich in seine Arme; und ich will heiter, auf meinen Weg mit gleicher Freudigkeit, das heiße mit gleicher Geduld fortschreiten, wenn auch der Versuch nicht glücken sollte. Treumanns Schriften erhielten Beifall; seine Verleger honorirten dieselben ohne Geiz, seine Lage besserte sich immer mehr, nach einem Zeitraum von sechs Jahren hatte Treumann seine Schulden getilgt, sein Hauswesen eingerichtet, sein Weib, seine Kinder waren besser gekleidet, es wurde nicht geschwelgt, aber man genoß mehr von den schuldlosen Süßigkeiten des Lebens als vorher.

Dieser erhöhte Wohlstand der Treumannischen Familie blieb nicht unbeachtet, man kannte die Quelle nicht, und bald fieng man an ihn zu verläumden.

Treumann wurde jetzt mit seiner Familie ein Gegenstand der gesellschaftlichen Unterhaltung. „Man speißt jetzt bey Treumann besser als sonst“ hieß es, und wie Madame und Kinder sich kleiden? „er soll“ sagt ein von Wein glühender Forstbeamter, Sonntags sogar sein Glas Wein trinken.“ Hm! sagte die acht und sechszig jährige Kammerräthin die Frau ist ja noch jung!

Alles dies hatte auf die Ruhe des wackern Treumanns und seiner Familie nicht den geringsten Einfluß. Heiter erwiederte er, wenn ihm so etwas zu Ohren kam: Sie sollen mir nachahmen. Bald aber sah er seine und der Seinigen Ruhe aufs schmerzlichste gestört, seine Ehre schimpflich gekränkt.

Eines Morgens trat er ins Büreau, und fand das ganze Personale im höchsten Grade bestürzt, mit Einer Stimme rief man ihm zu, die fürstliche Kasse ist um 2000 fl. bestohlen. Treumann ließ sich den Vorfall erzählen, er hörte ihn im vollen Bewustseyn seiner Unschuld mit Ruhe an. Der Rentamtmann fand als er mit dem ersten Rechnungsrevisor ins Büreau beynahe zu gleicher Zeit trat, ein Fenster desselben offen, am eisernen Gitter nichts versehrt. Die erste Thür welche aus dem Büreau in

das Vorzimmer führte war angelehnt, die Leiste am Schloß gewaltsam abgesprengt. Die Thür des Kasse-Zimmers war verschlossen, die Kasse selbst offen. Sonderbar war es daß von 10000 fl. nur 2000 fl. fehlten und 8000 fl. unberührt in derselben lagen. Der Rentbeamte der über niemand grundlosen Verdacht äußern wollte und seine Untergebene als treue Diener kannte, dachte an keine Maasregeln die der Ehre derselben schaden konnten. Er berichtete den Vorfall an die Regierung, befahl seinem Personale in der Stille, auf jeden welcher Verdacht gegen sich ergeben würde, genau zu achten, in Hinsicht ihres Benehmens mit dem Gelde.

Der Diebstahl schien zwar gewaltsam verübt zu seyn, aber wie oft trügt nicht der Schein. Die Regierung verordnete die gerichtliche Untersuchung aufs Strengste fortzusetzen, jedoch aber mit Vorsicht zu Werke zu gehen.

Jetzt erhob sich auf einmal die alte Rede von Treumanns unerklärbarer Verbesserung seines Vermögens, man sprach immer dreister, immer lauter, und da man ihn haßte weil er ein stiller wenig Umgang pflegender Mann war, so brachte man sogar Zeugen vor, daß Treumann mit Gold bezahlt habe. — Gold war

 mit

mit unter dem geraubten Gelde. — Der Rentamtmann konnte nun nicht anders, er mußte auf diese laute Stimme achten und im Verein mit dem Gerichte Treumann darüber vernehmen. Er richtete es schonend für den doch möglich Schuldlosen ein, das Gericht nahm ihn in seiner Gegenwart ins Verhör. Man drang, obwohl mit Schonung, in ihm die Ursache der Verbesserung seines Hausstandes, die Quelle aus welcher sie herfloß anzugeben. Freudig holte Treumann die Briefe seiner Verleger herbei, legte seine Schriften deren Verfasser er war vor, und zeigte so den Erwerb von 800 fl. nach. Man erwähnte noch endlich des Goldes, und er bat einen der Briefe den er aus den übrigen hervorsuchte, noch einmal zu lesen, man fand daß sein Verleger ihn wirklich vor wenigen Wochen 6 Louisdor als Honorar gesendet habe. Er holte auch die noch übrigen fünf und seine ganze Baarschaft herbei, und legte sie den Gerichten und seinem Vorstand vor.

Nun war zwar der brave Treumann für jetzt gerechtfertigt, aber man ersuchte ihn, bis die Antwort auf den zweiten erstatteten Bericht von der Regierung erfolgt unter irgend einem Vorwand vom Amte wegzubleiben.

Die-

Dieser zweite Bericht befriedigte aber nun keineswegs den Fürsten, der erzürnt über das Geheimnißvolle der Untersuchung, und den Verlust einer Summe, welche er zur Erleichterung einer bestehenden wohlthätigen Anstalt bestimmt hatte, in den Händen eines pflichtvergessenen Dieners vielleicht zu wissen, befahl eine besonders ernannte Commission hiezu, welche sich nach R. begeben, an deren Spitze der Regierungspräsident selbst stehen und die Sache mit möglichster Strenge untersuchen solle. Die Commission erschien. In Gegenwart des Rentbeamten, allen Offizianten, wurde zuerst noch einmal eine allgemeine Untersuchung des Lokale angestellt. Noch einmal ließ sich der Präsident alles bestimmt vortragen, die beschädigte Thür zeigen, man kam zur Casse, eröffnete sie, das Schloß wurde in seiner Gegenwart vom Schloßer untersucht und ohne Schaden befunden. Verdrießlich gar keine Spur zu finden, fragte er was die alte neben der Caße stehende Kiste an der zwei starke Schlösser hingen, enthalte. Man sagte ihm es lägen alte abgeschloßne Abrechnungen darin, er befahl sie zu öfnen. Eigenhändig schob er einige zusammengebundene Papiere die von ihrer Lage herabgefallen waren, zurück. Was ist das? rief er erstaunt, und zog einen

ihm ins Auge fallenden Sack mit Geld hervor, indem er auf einem zweiten hindeutete.

Jetzt fiel dem Rentbeamten ein, woran er in der Bestürzung nicht mehr gedacht hatte, daß man am Tage wo der Diebstahl vorgefallen war, dieses Geld, weil an dem schadhaften Schlosse der Casse etwas ausgebessert wurde, einstweilen in jene Kiste hinterlegt habe, daß er aber in der Meinung, es sey von einem Unteroffizianten wieder in die Casse gelegt worden, und daß wahrscheinlich der unbesonnene junge Mann das Herabrollen der Papiere auf die beiden Säcke nicht bemerkt habe, alles in der Casse geglaubt, und der Rentamtmann auf diese Art die Casse verschlossen habe. — Man öffnete die Säcke, die Rollen waren von des Rentbeamten Hand überschrieben, man zählte das Geld und fand die 2000 fl. „gut, sagte der Präsident, ich will dies glauben, denn Sie sind mir und dem Fürsten als ein unerschüttert treuer Diener bekannt, aber nun erklären Sie mir, wie wurde die Leiste an der ersten Thüre abgesprengt? warum das Fenster, warum die Casse selbst geöffnet?

„Gott! sagte der Rentbeamte und reichte Treumann die Hand, wie unglücklich hätte Sie schuldloser Mann ein Zufall machen können.

nen. Herr Präsident, jetzt kann ich es aufklären. Am Abend des Tages wo der scheinbare Diebstahl vollzogen wurde, war ich allein im Bureau, ich zählte noch einige Rollen Geld nach, eben als ich sie zu den übrigen legte, hörte ich die Stimme des Geheimenraths im Vorzimmer, und im gleichen Augenblick trat derselbe herein, ich eilte ihm entgegen, ohne nochmals nach der Casse zu sehen. Die erste Thür machte ich zu, die zweite lehnte ich vielleicht nur an, indem er mir ein dringendes Geschäft ertheilte und eilig am Arm zum Büreau hinausführte.

Kaum ließ er mir Zeit jene erste Thüre abzuschließen, indem ich diese aber abschloß, erinnere ich mich einen schmetternden Schlag im Innern gehört zu haben, wahrscheinlich war das Fenster offen, durch das starke Zuwerfen der Thür gab es Zugluft die diese aufrieß und wieder zuschlug, die Leiste absprengte ohne das Schloß zu beschädigen.

„Herr Rentamtmann sagte der Präsident ernst, Vorsicht war immer nöthig, besonders wo es das Glück eines braven Mannes gilt, dem Staate hätten sie fast einen treuen Diener, einem braven Weibe ihren Gatten entrissen,

Sie

Sie hätten vielleicht mutterlose Waisen gemacht!!"

Gerührt wandte er sich nun zu Treumann. Sie sind ein treuer Diener meines Fürsten, vergessen Sie das vorgefallne, sie werden Ersaz erhalten. — Doch dieser eilte in die Mitte seiner Familie, freut euch rief er, das Geld ist da Marie! Deines Gatten, Kinder, euers Vaters Ehre ist gerettet! O bleibt ehrliche Menschen, der Ewige wacht für euch, wenn ihr euch auch ganz verlassen glaubt. Kurze Zeit nachher kam ein Rescript des Fürsten — es hieß unter andern, die 2000 fl. hatte ich zur Unterstützung alter Diener bestimmt, meine Absicht wird zum Theil schon erfüllt, wenn die Hälfte dieser Summe für das Erdulden eines grundlosen Verdachts, an den unschuldig gekränkten zweiten Cassa-Revisor Treumann ausbezahlt wird.

Ein Jahr später erhielt Treumann einen bedeutenden Posten. „Siehe, sagte er zu seinem Weibe, als er diese Stelle antrat, so lohnt Gott, so ein guter Fürst, treue Dienste, verläumdete Unschuld!"

3. Der Wildschütz.

Edel aber unerbittlich streng war der Oberförster Wilke, eisern war sein Sinn, kostete ihn auch der Gehorsam den er ihn leistete oft eine unbemerkte Thräne. Diese unerbittliche Strenge trug er auch in seinen Dienst-Verhältnißen hinein. „Das ist Landesgesetz" sagte er, ich hab dieses nicht gemacht, aber daß es nicht verletzt werde, darum bin ich da, wer sie übertrit wird gestraft, er weiß er soll es nicht thun, ich bin nicht Herr nur Diener." So sprach, so dachte, so handelte Wilke. In Wilkens Forst gab es keine Wilddiebe, alle fürchteten den Strengen und Unerbittlichen, für den, den er nicht lebend habhaft werden konnte, hatte er eine Kugel bereit. Wilkens Forst blieb rein.

Wilke that sich nicht wenig darauf zu gut, wenn seine Kollegen über Verheerungen klagten, lachte Wilke und sprach: „Bey mir nicht! Wenn sie ihn fragten: „Wie bewirkst du das? Da sagte er kalt: „Ich heiße Wilke."

Flo-

Florentin ein armer aber braver Jägerbursche aus der Nachbarschaft, liebte Johanne die sanfte herrlich aufblühende Tochter des strengen Wilken. Tausendmal erneuerten sie den Schwur ihrer immer treuen Liebe, tausendmal fragte Florentin seine Johanne, wirst du mir treu bleiben im Leben und Tod? Tausendmal fragte Johanne dies ihren Florentin und immer tönte ein Ja ehe noch die Frage ganz ausgesprochen war von den Lippen der beiden Liebenden. Aber sie hatten beide geringe Hoffnung sich einst vereint zu sehen. Aber was fragen Liebende nach der Zukunft, wenn die Gegenwart für sie günstig ist. In sich vollendet ist ihr Wesen durch die gegenseitige Zuneigung. Ein Jahr schlich vorüber, ein geschwätziger Nachbar belauschte die Liebenden. Wilke erfuhr das Geheimniß und lachte.

„Johanne sagte er am andern Tag „die Leute sagen du liebst den Florentin, sieh wie die Leute lügen!" Johanne sagte kein Wort. Gelassen nahm Wilke seine Flinte von der Wand. „Wenn's wahr ist" sagte er, so gehört die erste Kugel dem Florentin. Auf heute Abend mein Leibgericht, Erbsen und ein junges Huhn. Adje Johanne. Johanne kannte ihren Vater und war trostlos. Abends suchte sie ihren Freund auf. „Florentin sagte sie" guter Florentin wir müssen

uns

uns trennen. Ruhig Johanne, sprach Florentin, ich rede mit dem Vater. „Willst du sterben fragte Hannchen schmerzhaft.“ Ja für dich! aber sey unbesorgt ich sterbe nicht.

Am Morgen kam Florentin unter einem nichtswerthen Vorwand zum Oberförster. Die Kleinigkeit war bald abgethan, nun sagte er mit gefaßten Freimuth „Herr Oberförster ich habe Ihnen etwas vorzutragen, ich bitte mich ruhig anhören zu wollen. „Rede mein Sohn.“

Ich liebe Ihre vortrefliche Tochter, und sie liebt mich. Ich bin arm aber brav, armer Leute Kinder wenn sie brav sind, können auch was in der Welt werden, wollen Sie wenn ich Johannen ernähren kann, sie mir zum Weibe geben? sagen Sie Ja, so knie ich vor Freuden zu Ihren Füßen, sagen Sie Nein, so spreche ich mit Johannen kein Wort, keine Sylbe mehr, Sie sind dann Herr Wilke und ich Florentin.

„Kennst du mich Florentin?

„Ja.

„Ich sage Nein!

„Leben Sie wohl Herr Oberförster.

„Der Spaß hat ein Ende“ sagte Wilke, wenn Florentin sein Wort hält, wo nicht, so halte ich meines von gestern.

Florentins Liebe für Johannen, die er durch Wilkens eisernen Sinn auf ewig zerstört sah, erfüllte seinen Busen mit dem Gefühl glühende Rache zu nehmen. Florentin wußte wie stolz Wilke darauf war, daß sein Forst rein von Wilddieben blieb. Er fing an und haußte fürchterlich in Wilkens Forst. Da das Wild nicht weggetragen, sondern nur getödet wurde, so sah Wilke bald mit wem er es zu thun hatte. „Der Schurke" sagte er „soll mich nicht überlisten. Ganze Nächte lauerte Wilke, aber dann blieb es ruhig. Ruhte er eine Nacht, so ging in dieser wieder dreimal mehr verloren. Wilke knirschte und sagte „ist der Kerl erst mein, so schieß ich ihn nicht einmal, ich schieß ihn neunmal todt.

Hannchen zitterte für das Leben dieses Menschen. „Er sei wo er wolle" sprach sie „ich will ihn aufsuchen, ich will ihn bitten bei seinem Leben, ich will ihn retten.

„Vater" sprach sie einst, diese Räubereien in Ihren Forst machen Ihnen viel Verdruß, dies kann Johanne nicht mehr sehen, wachen Sie noch zwei Nächte, die dritte sey mein, vielleicht komme ich dem Bösewicht auf die Spur.

„Johan-

„Johanne „sagte Wilke, das wolltest du?

In der dritten Nacht wanderte Johanne zum Forst, sie ging weit hinein, es fiel ihr nahe ein Schuß, sie wollte rufen, sie wußte nicht was sie rufen sollte, ihr Herz war noch so voll von ihrem Florentin, sie rief in der Angst „Florentin! Kaum hatte sie ausgerufen, so stürzte Florentin mit der Flinte in der Hand aus dem Dikicht zu ihren Füßen. „Du Unglücklicher, rief sie „du in meines Vaters Forst, o ich flehe zu dir bei unserer Liebe entferne dich von hier. „Hannchen sagte Florentin warm aber fest „Wilke muß wißen, Florentin ist so eisern wie Wilke, geh Hannchen man könnte dich finden, und weg war Florentin. —

Nun lag zweifacher Schmerz auf dem Herzen des unglücklichen Mädchens. Am Morgen fragte der Vater: „Nichts gesehen?" Nein, sagte Hannchen. Ich wollte dir auch nur deinen Willen lassen, sagte der Vater. „Vielleicht erwiederte Johanne mit brechender Stimme entdecken sie ihn doch bald. „Das gebe Gott!" versetzte Wilke fürchterlich kalt.

Sterben — sterben sagte sich Hannchen am Abend dieses Tages muß der arme Florentin doch; sie hielt sich beide Hände vor die Augen als läge er schon da — so mag ich den armen

Flo-

Florentin nicht wieder sehen, er will für mich, ich kann für ihn sterben.

Eine stürmische Novembernacht brach herein. Johanne stahl sich mit ihrer Flinte fort, sie wußte daß ihr Vater auf der Lauer war. Kaum zwanzig Schritte im Forst brannte sie los. Beym Blitz des Pulvers sah Wilke ihren Standort, auch er drückte los.

O Jesus! „schrie es. „Hab ich dich,“ rief Wilke, und lärmte in's nahe Ort. „Fakeln, Lichter, ich habe den Schurken. Er eilte den Lärmenden vor, „ein Weib rief er „ein Weib hat mich geäfft, mit Grimm wand er das erbleichte Antlitz der Gefallenen dem Schein der Fakeln entgegen, — und es war seine Johanne.

4. Julie.

Nicht wahr, sagte der General und gefürstete Graf von O** zu Julien seiner holden Tochter, „nicht wahr der Lieutenant Horst ist ein guter Gesellschafter? Julie ohne ihr Engelsköpfchen vom Stickrahm aufzuheben sagte halb leise: „Wohl auch mehr lieber Vater.“ „Glaubst du das? — was wäre er noch mehr?

Ein sehr gesitteter vernünftiger Gesellschafter, ein Mann, der unsere übersüßen Herr'chen auffallend beschämt, ein Mann dessen Herz und Kopf gleich edeln Schritt halten, — ich sehe ihn gerne um mich, lieber Vater.

Nur keinen Roman, Julchen, oder willst du vielleicht einen spielen? ist vielleicht der Faden schon angesponnen? bei Gott wenn es der dichteste Knoten wäre, ich zerhieb ihn.

„Sie irren sich in den braven Horst, — wenn ich auch so schwach wäre, oder besser, Sie lassen es mich aussagen wenn ich auch meinen

nen Herzen folgen würde, — Horst würde gewiß da er seine Armuth und seinen Stand, Ihren Reichthum und Ihren Fürstenhut, seine Aufnahme hier durch Sie, sein dankbarer Sinn gegen Ihnen mein Vater als seinen Wohlthäter nie erlauben, mir ein Geständniß seiner Gefühle zu machen, besonders da er weiß, wie theuer ich Ihren Herzen bin, nie dem Manne mit Undank zlohnen, der ihm so viel Gutes erzeigte. Sterben, setzte sie mit stärkrer Stimme hinzu, „sterben glaube ich könnte er für mich, aber nie unedel an Ihnen handeln.

Ich möchte ihm doch nicht den Vorschlag machen, mit dir und deinen Juwelen ein fremdes Land zu suchen, gewiß er würde nicht an sein Lieutnantspatent, und meinen Fürstenhut, nicht an die Stunde wo ich ihn nach seines Vaters Tode hier aufnahm, nicht daran denken, wie unheilbar er das Vaterherz verwunden würde! Ein edles Gemüth muß sich nie, auch nur auf einen Augenblick einer Leidenschaft überlassen, die an sich nicht unedel, aber wohl dieses durch die Verhältnisse seyn würde. — „Ich sagte es Ihnen ja, sterben kann er für mich aber nicht unedel an Ihnen handeln.—

Dieses feste Behaupten machte ihn neugierig diese Probe zu versuchen. Soll ich es ihm in deinen

nen Namen wissen lassen? — Ja, mein Vater. „Aber wenn er kommt! Dann?" Julie entsprang jubelnd ihrem Sitze, klopfte ihres Sieges gewiß in die Händchen „er kommt nicht! rief sie.

„Eigensinnige!" — aber wenn — —

„Lieber Vater sagte Julie flehend, kein Wenn.

„Welchen Preis setzest du, wenn ich meine Wette gewinne?"

„Ihre Liebe."

„Kennst du diesen Preis?"

„Ja mein Vater, denn er ist mein Alles."

„So setze dich Trozkopf und schreibe.

Lieber Lieutenant!

Nein nicht diesen Namen — Geliebter, nur weiter, weiter, sagte Julie.

„Liebe Julie, ich bin schon über funfzig; ich habe diese Formeln verlernt, schreib ihm was du willst, mir gieb das Billet."

Julie schrieb eine Einladung voll der innigsten heisesten Liebe, sah über alle möglichen Hindernisse ihres Planes mit dem Auge der Liebe hinweg; der dritte Tag wurde zur Ausführung festgesetzt. Der Fürst erhielt das Billet aus Juliens Händen, las es durch, siegelte es selbst, und sandte damit einen vertrauten Bedien-

dienten zu dem Lieutenant, die Antwort soll er in des Fürsten Händen abgeben. — Am Abend fragte Julie: „keine Antwort lieber Vater?" Der General blieb verschloßen wie das Grab. Julie wagte es nicht noch einmal zu fragen. —

Beym Auskleiden flüsterte die Zofe dem Fräulein zu: „Lieutenant Horst ist arretirt." So? sagte Julie und zitterte so, daß sie ihrer Zofe fast in die Arme gesunken wäre.

Julie weinte die ganze Nacht. Guten Morgen liebe Julie sagte der Vater am andern Tag, „du hast rothe Augen." Ich habe nicht geschlafen," antwortete sie leise. „Ich wünsche, sagte er im hingeworfenen Tone, daß du heute Nacht schlafen mögest, morgen haben wir, wie du weißt Assemblée, und da möchte ich doch (ihr unter das Kinn greifend) Julien ohne rothe Augen sehen. Julie schlief nicht, sie hauchte des Nachts wohl tausendmal in die Hände um nur keine rothe Augen zu haben.

Endlich kam der Tag. Julie sah viel, sah alles in ihm. Der ganze Hof war beysammen, nur der Fürst nicht. Die Thüren flogen auf, der Fürst trat ein, an seiner Hand der Lieutenant Horst. „Lieber Horst" sagte er, ich habe sie unschuldig arretiren lassen, Sie haben

Fein-

Feinde, ich habe sie entdekt, ich bin Ihnen Satisfaction schuldig. Sie sitzen heute zwischen mir und Julien, Sie sind — setzte er lächelnd hinzu, ja seit gestern ohnehin an dem Arrest gewöhnt.

Alles war über diesen Vorgang erstaunt, sie konnten keine Ursache sich erdenken, warum dem armen Lieutnant solche Ehrenstelle wurde. Sie behandelten ihn in dieser Ungewißheit auf eine zuvorkommende Art, die jedem Unbefangenen würde lächeln gemacht haben.

Nach einigen Augenblicken nahm der Fürst das Wort. „Meine Herrn und Damen" sagte er, „ich sehe Sie sämmtlich überrascht, und da ich die wahrscheinliche Ursach davon errathe, so will ich Ihnen die Aufklärung geben."

„Ich habe" fuhr er fort, vorgestern mit meiner lieben Julie eine Wette eingegangen, nicht wahr Julie? Ja lieber Vater stotterte Julie — „und Julie" sagte der Fürst hat sie gewonnen, darum sitzt heute Lieutnant Horst zwischen uns beiden. Ich habe ihn nach dem Hinscheiden seines braven Vaters immer als meinen Sohn angesehen, er selbst ist brav, und ich liebe ihn auch väterlich. Horst findet meine Tochter gut und schön, Julie ihn edel. Ich behauptete gegen Julie die Liebe würde ihn un-

 dank-

dankbar, pflichtvergessen machen, Julie das Gegentheil. Julie öffnet ihm auf meinen Befehl die lachendsten Aussichten, hier, und damit gab er ihr Horsts Antwort, hier lies, lies laut. — Julie sah kaum die Buchstaben und las doch.

„Edle Tochter meines Wohlthäters!

Zwischen mir und Ihnen liegt ein Fürstenhut, meine Liebe für Sie hat ihn längst überschritten; aber zwischen Ihren großen und guten Vater und mir, liegt eine unzählbare Summe von Wohlthaten, darüber wegzuschreiten bin ich nicht fähig. Lieben durfte Sie Horst in heiliger Stille, aber nie darf der Lieutnant Horst nach ihren Herzen, nach den Rechten Ihres Vaters greifen, aber auch er vermag nicht unedel zu handeln. Sterben aus Liebe für Julien kann ich, aber mit der Schande des Undanks bedeckt, vermag ich nicht an ihren Busen zu schwelgen. —

Empfangen sie jetzt die Versicherung meiner grenzenlosen Liebe — und mißkennen Sie nicht das Gefühl so mich bestimmt.

Lieutnant Horst.

„Damit nun" fuhr der General fort, ohne auf Juliens Bewirrung zu achten, der junge Herr in jenen Augenblicken, nicht irgend einen Schritt der Aufmerksamkeit erregen könne, zu

thun

thun im Stand wäre, ließ ich ihn arretiren. Lieutenant Horst kann meine Tochter nicht ehelichen — aber — hier zog er ein Majors-Patent unter dem Teller hervor — Major Horst von nun an ganz meiu Sohn kann es, da Julie! du hast deine Wette gewonnen. „Nicht wahr" sagte Julie und hieng dankend an ihres Vaters Halse „Horst ist ein edler Mann?

Lärmend brachen jetzt von allen Seiten Glückswünsche aus. Die edelmüthige Handlung hatte auf einen Augenblick alle übrigen Leidenschaften verstummen gemacht. Die Matronen fanden die Belohnung in etwas zu groß für die That, die jüngern Damen fanden es äusserst rührend, weil Horst ein sehr schöner Jüngling war, die jungen Herrn wünschten sich an seiner Stelle, indem sie ihm Glück wünschten, und die ältern — nun die suchten durch aufmerksamer Galanterie sich gefällig zu machen, oder an der Tafel für das lange Warten zu entschädigen. „Ich wäre gekommen" sagte ein junger Fähnderich zu einem feisten Domainen-Rath, „zum Essen?" erwiederte der liebe Mann, — ei freilich. Denn er schlug sich während dieser ganzen rührenden Verhandlung mit einer Austernpasteten herum. —

5. Die Vergeltung.

Der reiche aber sehr harte Pachter Martin zu Steinhof, schickte seine achtjährige Tochter mit einem Auftrag auf das zwei Stunden davon liegende Dorf Hochenlinden. Ihre Wegzehrung die er ihr mitgab bestand in einem Dreier und einer Semmel, wenn du rasch fortgehst, kannst du bis Mittag zurückseyn, sezte er zu dieser reichen Gabe hinzu.

Zufrieden und gehorsam sprang die Kleine fort. Sie war nur noch eine halbe Stunde von Hochenlinden entfernt, und bisher hatte sie noch keinen Gebrauch von ihrem Gelde gemacht, als eine etwas bejahrte Frau ihr begegnete. — Sie trug ihren rechten Arm in einer Binde, und ob sie gleich Marien um keine Gabe ansprach, so sah sie doch ihren bleichen Gesicht, ihren langsamen matten Gang, ihrer reinlichen aber ärmlichen Kleidung es an, daß sie deren bedürftig sey. Sie gab ihr den Dreier. „Hier" sagte sie „gute Frau nehmt dies. „Gutes Mädchen, sagte das von der Wohlthätigkeit der Kleinen

nen gerührte Weib, ich danke dir gewiß herzlich, du hast mir alles gegeben was du hattest. Maria fiel ihr ins Wort, und fragte sie im sanftesten mitleidsvollsten Ton: „Ihr mögt wohl recht hungrig seyn? Ja liebes Kind, ich habe heute noch keinen Bißen genossen, es hungert mich sehr, doch nun kann ich mir ein Stück Brod erkaufen! Ohne sie ganz ausreden zu lassen fuhr Marie in die Tasche „da" sagte sie indem sie ihr die Semmel hingab „nehmt dies Wenige," ach warum habe ich nicht mehr euch zu geben. O du gutes Kind sagte das Weib, und hielt die Semmel mit reinem dankbaren segnenden Blick auf Marien in ihrer gefaltnen Hand. Gott seegne dich für deine Gaben, ich war nicht immer arm, mein seeliger Mann und ich lebten mit unsern wenigen zufrieden, aber nun bin ich sechs Jahre Wittwe, auch da gieng es noch, aber seit einem halben Jahre ist mein rechter Arm gelähmt, nun geht es freilich schlimm, und ob ich wohl von manchem guten Menschen im Orte unterstützt werde, so sehe ich mich doch genöthigt, auswärts um Allmosen zu bitten, aber du frommes Kind sage mir deinen Namen! Ich heiße Marie, und bin des Pächter Martin zu Steinhof Tochter. Trifft euch manchmal der Weg dahin, so kommt

ge-

getrost zu mir, aber wißt, mein Vater hat viele Geschäfte, die ihn manchmal mürrisch machen, meine Mutter ist kränklich, seht euch nur nach mir um, gegen Mittag trefft ihr mich immer im Hof, und hört: zu den Nachbarn Klaus und Niclas dürft ihr auch gehen, es sind brave Männer, sie geben auch gewiß gern. Gebt mir eure Hand darauf daß ihr es thun wollt. Gerührt gab die Alte ihre Hand hin, und so trennten sie sich.

Marie verdoppelte ihre Schritte, war in einer halben Stunde zu Hochemlinden, richtete ihren Auftrag aus und kehrte ohne sich aufzuhalten nach Steinhof zurück. Als sie eine Stunde gegangen war fühlte sie Müdigkeit, Hunger und Durst — sie überwand alles, denn sie dachte an die Worte der armen Wittwe, ach wie wird mich diese Semmel erquiken, und kam müde hungrig und durstig nach Hause. —

Die Wittwe hielt Wort, besuchte Marien bisweilen, und gieng nie leer von ihr, sie blieb mit einmal aus, und Marie erfuhr bald, sie sey gestorben. —

Martins Vermögens-Umstände litten um diese Zeit eine traurige Veränderung. Es gab Mißwachs und er verlohr merklich. Er überlies es nicht der Zeit, welche ihm vielleicht Er-

satz gegeben hätte, er wollte schnell, wollte mehr gewinnen, suchte durch rasche Unternehmungen den verlohrnen Wohlstand zu ersetzen, ohne jedoch die nöthige Vorsicht zu beobachten; und verlohr eine noch beträchtlichere Summe, nicht gewarnt durch diesen unglücklichen Versuch, wagte er einen andern, und war noch unglücklicher. Der Pacht den er zu geben hatte war groß, sein Pachtherr, dem seine hinkenden Vermögensumstände nicht unbekannt blieben, furchtsam, als die Pachtzeit aus war nahm der Pachtherr das Gut in eigene Verwaltung. Martin wandte den Rest seines Vermögens an, sich ein Haus mit einer Schmiede und den darauf haftenden Schmiedtrecht, und einigen Hufen Landes zu kaufen. Er nahm einen Pachtschmiedt zu sich und hätte wenn er seine Begierde, wieder schnell reich zu werden, hätte entsagen können, ein ruhiges und sorgenfreies Leben sich machen können. Aber er wollte immer das Verlohrne schnell erwerben, und unternahm noch immer manches, was ihm Verlust zuzog, seine Frau starb. Seine Unternehmungen führten seinen gänzlichen Ruin herbey. Er entlehnte Geld, die Interessen drückten ihn, er sah zu späth seine verkehrte Handlungsweise, Kummer und Sorgen untergruben seine Gesund-

sundheit, und er folgte in kurzer Zeit seiner Frau ins Grab.

Verständige Männer im Ort riethen Marien, welche wegen ihrer Sanftmuth, ihres Fleißes und sittsamen Wandels allgemein geliebt war, alles zu verkaufen, ihres Vaters Schulden zu tilgen, das übrig bleibende sicher anzulegen, in Dienste zu treten, und bei fernern Fleis, frommen und unbescholdenen Betragen, ihr künftiges Glück von der gütigen Vorsehung zu erwarten.

Marie folgte diesem Rath, behielt nichts als einige Möbeln und Kleidungsstücke zurück, und war doch noch als alle Schulden ihres Vaters getilgt waren, Besitzerin von ein paar hundert Gulden. —

Just, der Sohn der Wittwe, welcher Marie einst so viel Gutes that, stand im fremden Militairdienst als Feldschmied, er erhielt seinen Abschied, kehrte in seine Heimat nach Hochenlinden zurück, fand seine Mutter todt, aber die Hochenlindner freuten sich den guten so lange Jahre entfernten Jüngling wieder zu sehen, verhießen alles zu thun ihm sein Fortkommen zu erleichtern. Just war in seinem Dienste pünktlich, fleißig und sehr sparsam, daher er, bei seinem Abschied vom Regiment, ein

artiges Sümmchen besaß. Ueberdieß hatte er sich in seinen arbeitsfreien Stunden, durch Lesung dahin abzweckender Bücher schöne Kenntnisse in der Thierarzneikunst erworben, und da er die letzten Jahre, von dem nun beendigten Krieg, immer am nemlichen Ort gestanden hatte, so war er bald von dieser Seite in der ganzen Gegend bekannt und gebraucht, und da er fast immer in seinen Curen glücklich war, auch reich gelohnt worden; so kam er denn jetzt um seine Mutter, da er hörte sie sey unfähig mehr zu arbeiten, zu unterstützen, in sein Vaterdorf zurück, und fand diese nicht mehr.

Seine Anverwandten wünschten er möchte suchen Meister zu werden, und versprachen ihm dabei hülfreiche Hand zu leisten, eine Schmiedte einstweilen zu pachten, und so den Grund zu seinen künftigen ehrlichen Fortkommen zu legen.

In Hochenlinden war keine, aber man erfuhr daß in Steinhof täglich eine gepachtet werden könne. Er wurde Meister, gieng mit schönen Zeugnissen vom Regiment, seinem Meisterbrief, und einem Vorschreiben des Gerichts und der Gemeinde zu Hochenlinden nach Steinhof, und entdeckte der dortigen Gemeinde sein Vorhaben. Er bat daß sie ihn in ihre Mitte aufnehmen möchten; alle willigten gerne ein, da

sie

sie seit Jahren, schlecht oder gar nicht bedient, mit Zeitverlust und Kostenaufwand an fremden Orten das suchen mußten, was sie bei einem braven Mann im Ort haben konnten; — auch mit dem Eigenthümer des Hauses und der Schmiedte sah sich Just bald im Reinen. —

Die gute Arbeit die er fertigte, sein Fleiß, sein stilles eingezogenes Leben, seine Kenntniße, seine Geschicklichkeit bei erkrankten Vieh, gewannen ihm bald die Liebe Aller. War er gleich nicht reich, so konnte jeder vernünftige Vater leicht berechnen daß bei Justens Fleiß, Ordnungsliebe und Geschicklichkeit, seine Tochter als sein Weib nicht verlieren würde. Just war ein junger schöner kraftvoller Mann, auch von der Seite sah er sich gewürdigt, ja man sprach schon in der Stille davon, daß er des reichen Schulzen im Ort einzigen Tochter zur Frau bekommen würde.

Als Just von dem Amte zu Hochenlinden seinen Pachtbrief erhielt, sagte ihm der Beamte „Lieber Meister, wir haben noch etwas von euch in Handen, was bisher im Gewirr der Geschäfte vergeßen war — das was eure seelige Mutter an einigen Hausgeräthe hinterließ — es ist wenig, aber doch euer, wir wollen es euch ohne Kosten ausliefern. —

Dank-

Dankbar nahm Just das kleine mütterliche Erbe hin. Er hatte seine Mutter herzlich geliebt, er trug ihr Andenken noch in guten kindlichen Herzen. — Es bestand in einem Bett, Tisch und Stuhl, aus einer Bibel und einem Gebetbuch. —

Am nächsten Sonntag ging Just, der nicht nur guter Staatsbürger, der auch frommer Christ war, mit offnen von Dank für die Vorsehung erweichten Herzen, fröhlich zur Kirche. Der Geistliche trat auf. Sein Satz war: „Das Glück des Christen dem die göttliche Vorsehung den Weg zeigt das Gute was ihnen oder den Ihrigen wiederfahren dem Wohlthätern mit gleichem Gute zu vergelten.“ Sein Vortrag war eindringend, alle Zuhörer gerührt. Besonders tief drangen die Worte des Schlußes in aller Herzen: „O Christen, o Freunde, sagte der wakre Prediger“ verlaßt diesen Tempel nicht ohne den schönen festen Entschluß zur Ausübung dieser theuern Pflicht zu faßen, zu lohnen so weit ihr könnt, denen die Eurer oder der Eurigen Thränen trockneten! Manchen liegt vielleicht die Gelegenheit nahe, o nützt sie, bringt Freude in Euer, Freude in des Wohlthäters Leben. Streut sie sorgsam aus diese schöne

Saat,

Saat, sie trägt euch Früchte im beßern loh- nenden Leben!"

Just ohne zu ahnden wie nahe ihm dieser Weg lag, faßte schon in der Kirche den Ent- schluß jeden Unglücklichen in so ferne es in sei- nen Kräften stünde, zu unterstützen, zu dem der fromme Geistliche seine Zuhörer ermunterte. Er faßte ihn fest, und dachte zu Hause erst nach, wie aufmerksam er wohl auf den Wink der Vor- sehung zur Ausübung dieser Pflicht durch glück- liche Gelegenheit, seyn wollte? Mechanisch fielen seine Blicke auf das Gesimse, wo die von seiner Mutter geerbten Bücher lagen, er nahm das Gebetbuch herab, er öffnete es und fand auf das weiß eingebundene Blatt folgendes von der Hand seiner vollendeten Mutter geschrieben.

„Im Jahr des Herrn 1779. am 13. May „als ich von Hochenlinden nach Steinhof um „mein Brod zu suchen gehen wollte, gab mir „Marie die achtjährige Tochter des Pachters „Martins zu Steinhof, ohne mein Begehren „einen Dreier, und sagte mit einem mitlei- „digen Blick „ich habe selbst nicht mehr, sie „fragte mich, ob mich hungerte? Auf meine „bejahende Antwort gab sie mir eine Sem- „mel alles was sie eßbares bei sich hatte, „und lud mich ein nach Steinhof zu kommen,

„zu

„zu ihr und ihrem Nachbar Claus und Niklas, „ich erhielt auch von ihr und ihren Nachbaren „vieles. Gott segne das gute Kind, und „lasse sie glücklich werden.

Margaretha Müllerin.

Mit klopfenden Herzen legt Just, als er dieses gelesen, das Gesangbuch vor sich hin. „Ja sagte er" gute Marie ich will dir vergelten was du an meiner hilflosen Mutter thatest, o wenn du noch so gut wärest, — setzte er hinzu — „dich würde ich mir zur Gattin heimhohlen."

Aber nun war die Frage, „wo ist diese Marie?" Bald sah sie sich ihm aufgelößt. Er wurde zu einem Bauersmann der ein Stück krankes Vieh hatt, gerufen. Es war Mariens Dienstherr, er fand sie hier ohne sie zu kennen. Er bemerkte ihre liebliche Gestalt, ihren reinlicher Anzug und sein Herz schlug dem freundlichen sanften Mädchen entgegen. Er konnte der Neugierde nicht widerstehen mehr von ihr zu wissen, und fragte nach ihren Namen. — „Lieber Meister!" sagte der Bauer, es ist die Waise des verarmten Pachter Martin, aber sie hat sein hartes Herz und seinen verkehrten Sinn nicht geerbt, sie ist gut und fleißig und wohlthätig. Just wußte genug, mit einer dankvollen Freude verließ er das Haus, aber nur um

am Abend wiederzukehren und um Mariens Hand zu werben.

Erröthend stand Marie vor dem edlen Mann, als er sie bei dem ihn heiligen Andenken seiner Mutter bat, seines Hauses Segen uud seines Lebens Gefährtin zu werden, ihr Herz neigte sich zu ihm, das sich zeigende Pflichtgefühl erwarb ihm ihre ganze Achtung, sie willigte ein. In Monatsfrist stand sie mit dem bräutlichen Kranz geschmückt mit Justen am Altar. Mit Thränen im Auge segnete der ehrwürdige Pfarrer ihren Bund, er wuste von Justen alles, wußte daß jene Predigt das Band das sie knüpfte, geworden war.

Segen des vergeltenden Himmels folgte dem jungen Ehepaar, sie wurden glücklich durch sich, Aeltern wohlgerathener Kinder, jährlich mehrte sich ihr Wohlstand, wer sie kannte verehrte sie als Muster der häuslichen Tugend. Kein Armer ging traurig und leer von ihrer Thür. „Laßet uns Gutes thun und nicht müde werden, sagten sie dann zu ihren Kindern, oft reift schon hier die schöne und reiche Erndte.“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Ludwig Theodor

Rosen und Dornen in Erzählungen und Scenen aus dem stillen häuslichen Leben in einen Kranz gewunden für gute Menschen Zwei Theile

Bd.: 2

Nürnberg [1817]

P.o.germ. 85 e-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105192-8